# Hilfsbuch

für

den Unterricht in der deutschen Literatur an Mittelschulen,

von

Ernst Falch,
Professor an der K. Industrieschule in Kaiserslautern.

Nürnberg.
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.
1883.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

# Vorwort.

Da mein Hilfsbuch für Mittelschulen bestimmt ist, thut Beschränkung not. Deshalb ist das biograph. Moment nur bei solchen Dichtern betont, die uns durch ihre bedeutsame Stellung in der Geschichte der deutschen Literatur besonders nahe stehen. Deshalb sind auch für die alte und mittlere Zeit *viele* Proben gegeben, weil für diese Zeiträume die *Proben an Stelle der Lektüre treten müssen*, während in der neueren Zeit das Wichtigste nur *durch Lektüre* gelernt werden kann.

Aus eben diesem Grunde ist nicht jede Seite eines Dichters voll berücksichtigt worden. Wollte man beispielsweise tadeln, daß *Lessing* und *Herder* nicht philosophisch gewürdigt sind, so würde ich in diesem Tadel ein Lob erkennen, weil nach meiner Meinung diese Seite der Betrachtung für philosophisch geschulte, reife Männer, nicht für Schüler gehört.

Zwar gibt es manche Hilfsbücher für den Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte, die in ihrer Art vorzüglich sind und mit denen ich mich in grundsätzlicher Übereinstimmung weiß, wie die Lehrbücher von W. *Hahn* und H. *Kluge*; aber ich kenne keines, das nach den Grundsätzen der genannten Bücher *ausschließlich* für die Schüler bearbeitet ist. Ausgesprochen oder unausgesprochen ist das Hilfsbuch für *Schüler* auch zugleich immer ein Buch für *Lehrer* oder *Studierende*, was mir unthunlich erscheint.

Im Gegensatz zu dieser Art von Hilfsbüchern ist das Meinige ausschließlich für Schüler bestimmt, welche an der Hand der Lehrer die zerstreuten liter. Kenntnisse, die sie sich im deutschen Unterricht auf diese oder jene Weise angeeignet haben, nach ihrem inneren, geschichtlichen gewordenen Zusammenhang kennen lernen und ebendadurch befestigen wollen.

Kaiserslautern, im Januar 1883.

**Der Verfasser.**

# Inhaltsverzeichnis.



# I. Abschnitt.

## Altdeutsche Literatur.

### 1. Periode.

x—800.



### 2. Periode.

800—1100.

# II. Abschnitt.

## Mittelhochdeutsche Literatur.

### 3. Periode.

1100—1300.



### 4. Periode.

1300—1500.

# III. Abschnitt.

## Neuhochdeutsche Literatur.

### 5. Periode.

### 1500—1624.



### 6. Periode.

### 1624—1748.



### 7. Periode.

### 1748—1832.

---

## §. 1.

## Kunst, Ästhetik und Poësie.

Unter Kunst versteht man die Darstellung des Schönen durch äußere Formen.

Man unterscheidet 4 Künste:

1. Plastik. } objektive.
2. Malerei.
3. Musik. } subjektive.
4. Poësie.

Plastik (Bildhauerkunst vom griech. plassein = bilden, formen) und Malerei sind Künste für das Auge, da sie den Gegenstand (Objekt) ihrer Darstellung der wirklichen Welt entnehmen.

Musik und Poësie (Dichtkunst) sind Künste für den Geist, da sie den Gegenstand ihrer Darstellung (Objekt) dem Gefühl und Geistesleben des Menschen entnehmen.

Diejenige Wissenschaft, welche erklärt, was es um die Schönheit, um die Formen und die Mittel sämtlicher Künste ist, wird Ästhetik genannt. (vom griech. aesthetike techne = empfindende Kunst).

Die Poëtik ist derjenige Teil der Ästhetik, welcher erklärt, was es um die Poësie ist.

Die Poësie [griech. poiësis, nord. skoph von skaphan = schaffen, mhd. tihten (= dictare)] ist die künstliche Darstellung des Schönen mittels der Sprache.

„Tief zu denken und schön zu empfinden, ist vielen gegeben;
Dichter ist nur, wer schön sagt, was er dacht' und empfand."

## §. 2.

## Literatur und Literaturgeschichte.

Unter der deutschen Literatur im weiteren Sinne verstehen wir alle diejenigen geistigen Schöpfungen unseres Volkes, welche uns in schriftlichen Aufzeichnungen von verschiedenem Inhalt erhalten sind.

Unter der deutschen Literatur im engeren Sinn begreifen wir alle poëtischen Leistungen des deutschen Volkes.

Demnach ist die Literaturgeschichte im engeren Sinn die nach der Zeitfolge geordnete Darstellung der poëtischen Schöpfungen eines Volkes.

§. 3.

## Die deutsche Sprache und ihre Entwicklung.

Das Wort deutsch (ahd. diutisc, mhd. diutsch = volksmäßig) kommt erst in der Mitte des 9. Jahrhunderts in Gebrauch zur Bezeichnung für den Teil der Germanen, welche das Land inne haben, das zuletzt den Namen Deutschland erhält. (In Urkunden der Kanzlei Otto I. ist von „Deutschen" die Rede).

Die deutsche Sprache gehört dem indoeuropäischen Sprachstamme an, der flektierenden Sprache, also der höchst entwickeltsten.

Man unterscheidet nämlich:

a) die isolierende, vereinzelnde Sprache, deren Wurzeln fast ohne Ausnahme einsilbig sind, z. B. das Chinesische.

Sprachenbild und Sprachenprobe:

R = unveränderl. Wurzel (radix).

r = eine Wurzel, die eine andere näher bestimmt.

R, r + R, R + r, r + R + r u. s. f.

shi = Stein, yi Kind =

Steinchen = R + r.

b) Die agglutinierende, anfügende Sprache, deren Worte aus mehreren Elementen bestehen.

Sprachenbild und Sprachenprobe:

p = Vorsilbe, praefix.

s = Nachsilbe, suffix.

i = Silbe innerhalb des Wortes, infix.

pR, Rs, $\underset{i}{R}$, pRs u. s. f.

kés — ek — nek, den Messern,

kés (spr. kesch) Messer,

ek, Pluralzeichen,

nek, Suffix für den dativ = Rs.

c) Die flektierende Sprache, welche die Wurzel zum Zwecke

der Rede regelmäßig verändern kann, z. B. die arische und semitische Sprache.

Sprachenbild:

$R^x$, $pR^x$, $R^xs$, $pR^xs$, $\underset{i}{R^x}s$ u. s. f.

x = die Veränderung der Wurzel, um die veränderte Beziehung des Wortes auszudrücken; singen, sang, gesungen.

Die Wissenschaft, welche den Verwandtschaftsgrad der Sprachen des indoeuropäischen Sprachstammes bestimmt, ist die vergleichende Sprachwissenschaft, die zuerst von Franz Bopp († 1867) und von Jakob Grimm († 1863) zur hohen Entwicklung gebracht worden ist.

Beisp. verwandter Wortstämme von indoeuropäischen Sprachen:

| Sanscr. | Griech. | Röm. | Deutsch. | Engl. | Franz. |
|---|---|---|---|---|---|
| brâtar. | phrator. | frater. | bruder. | brother. | frère. |
| nâman. | onoma. | nomen | name. | name. | nom. |
| asti | estí. | est. | ist. | is. | est. |
| dva. | düo. | duo. | zwei. | two. | deux. |

Verwandte Art a) der Flexion und b) der gleichmäßigen Anhängung von selbständigen Wurzeln:

a) singen, sang, gesungen,
lip, leip, loip (griech. leipein)

b) salbô — dêdumes = salben thaten wir.
chanter — ai = zu singen habe ich.
asti = as, sein und, ti, er = sein er.

Im Franz. „est“ und im Deutschen „ist“ ist von der ursprünglichen Pronominalwurzel „ti“ nur mehr t vorhanden, im engl. „is“ nicht einmal mehr das t.

Die eigenartige Gestaltung, welche die Volkssprache unter den verschiedenen Stämmen, in die sich die Germanen schon frühe spalteten, annahm, nennt man Mundarten (Dialekte).

Die bedeutendsten deutschen Dialekte sind:

a. Der gotische:

Atta unsar thu in himinam veinai namo thein. Quimai
Vater unser, du im Himmel, geweiht werde Name dein. Es
thiudinassus theins. Vairthai vilja theins; sve in himina jah
komme Königreich dein. Es werde der Wille dein, wie im Himmel, auch

ana airthai. Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga.
auf Erden. Brod unseres dies tägliche gib uns diesen Tag.
Jah aflet uns thatei skulans sijaima. svasve jah veis afletam
Und erlasse uns, daß Schuldige wir seien, sowie auch wir erlassen
thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai.
den Schuldigern unsern; auch nicht bringe uns in Versuchung,
ak lausei uns af thamma ubilin, unte theina ist thiudangardi
sondern löse uns von dem Uebel. Denn dein ist Herrschaft
jah mahts jah vulthus in aivins. amen.
und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen.

b. Der altnordische:

Sage von den Wölsungen und Niflungen:

Hann (scil. Attila) sendir eptir sinun froenda Osiđ í Herraland, at hann skal koma til hans. Er (Attila) schickte nach seinem Verwandten Osid in Herraland, daß er zu ihm kommen solle. Ok er hertogenn spyrr, at hans froendi Attila konungr vill hann hitta, gerir hann faerit sína til Súsa ok međ hánum XX riddarar. Und als der Herzog vernahm, daß sein Verwandter König Attila wollte, daß er zu ihm komme, rüstete er seine Fahrt nach Susa und mit ihm 20 Ritter. Attila konungr fagnađi hónum vel ok segir, at hann hafi hánum sent orđ ok vill at hann fari hans sendiför í Niflungaland. König Attila empfing ihn wohl und sagte, daß er ihm Botschaft gesandt habe und wolle, daß er in seine Sendfahrt ins Niflungenland fahre.

c. Der niederdeutsche: siehe Probe bei Heliand! Von ihm zweigen wiederum 2 ab, die eine besondere Bedeutung erlangten:

1. Das Altsächsische, später Plattdeutsche,

2. Das Angelsächsische, woraus unter Beimischung des Normannisch-franz. das Englische entstand.

d. Der oberdeutsche: siehe Probe bei Krist!

Die hochdeutsche Sprache, welche die Gebildeten des ganzen deutschen Reiches sprechen, nahm in ihrer Entwicklung den Gang von Süden nach Norden. Erst mit Luther tritt das norddeutsche Element thatkräftig in die Entwicklung der deutschen Schriftsprache ein.

In 3 Perioden vollzieht sich die Entwicklnng der hochdeutschen Sprache:

1. Das Altdeutsche, 800—1100, hervorgegangen aus dem fränkischen Dialekt, einer Spielart des Oberdeutschen:

Tatians Evangelienharmonie, Matth. 8, 1: Tho her arsteig fon themo berge, folgetun imo manege menigi.

2. Senu tho riob man quementi betota inan quedanti: Truhtin, oba thu wili, thu maths mi gisubiren.

3. Inte thenenti sina hant biruorta inan ther Heilant quedenti: willa, wis subiri. Inti sliumo ward tho giheilit sin ruf.

2. Das Mittelhochdeutsche, 1100—1500, in ihm sind die altd. dialektischen Verschiedenheiten ausgeglichen, und es ist die herrschende Dichter- und Schriftsprache.

Ez was ein küneginne gesezzen über sê,
ir gelîche enheine man wesse ninder mê:
diu was unmâzen scoene, vil michel was ir kraft;
si scôz mit snellen degenen umbe minne den scaft
Den stein den warf si verre, dar nâch si witen spranc
swer an si wenden wolde sînen gedanc,
driu spil muoser an behaben der frouwen wol geborn;
gebrast im an dem einen, er hêt daz houbet sîn verlorn.

Nibelungenlied, VI. avent.

3. Das Neuhochdeutsche, seit 1500, zum größten Teil aus der obersächsischen Mundart hervorgegangen.

§. 4.

## Einteilung der Poësie.

In ihrer Entwicklung zeigt uns die Poësie einen doppelten Charakter:

1. einen romantischen. Romantisch ist gebildet von romanus = römisch, worunter man im Mittelalter die Sprachen und Völker verstand, in denen eine Mischsprache zwischen Germanischem und Römischem gesprochen wurde. Gegenwärtig bezeichnet man damit den Gegensatz zum Klassischen und begreift darunter die Neigung zum Wunderbaren, Phantastischen, zum Mittelalterlichen, wie sie im Mittelalter bei den romanischen und rein germanischen Völkern herrschend war;

2. einen klassischen. Klassisch, vom lat. classicus = der Klasse nach, der ersten Klasse angehörig, darum vollkommen und

mustergültig, wird seit dem 2. Jahrh. nach Chr. von den Römern für die mustergültigen Schriftsteller der Griechen und Römer gebraucht. Heutzutage drückt man, ohne die obengenannte Bedeutung auszuschließen, damit den Gegensatz zum Romantischen aus und versteht darunter eine Poësie voll Einfachheit, Klarheit und Beherrschung der oft ausschweifenden Phantasie.

Man teilt die Poesie nach ihrem Inhalt folgendermaßen ein:

1. Epische Dichtung. Ursprünglich wurde mit epos = Wort, epopoïa = Wortmachung, die Poësie verstanden mit Beziehung auf das Mittel, nämlich das Wort, zur Unterscheidung von andern Künsten, die mit andern Mitteln hervorgebracht werden. Nunmehr wird die Epik für diejenige Dichtung gehalten, welche Thaten und Leiden der Menschen erzählt, ohne darüber zu reflektieren. (Objektive Dichtung).

2. Lyrische Dichtung. Lyrisch ist gebildet von dem griech. Wort lyra = Leier, 7seitiges Schallinstrument, und die lyrische Dichtung bringt die Gefühle und Stimmungen der Seele, wie Haß und Liebe, Freude und Schmerz, oder die Gedanken der Menschen zum dichterischen Ausdruck. Das Charakteristische der lyr. Dichtung ist das Singbare (Subjektive Dichtung).

3. Die dramatische Dichtung, vom griech. Worte drama = Handlung mit Beziehung auf die Aktionen der Schauspieler und auf den Inhalt des Dramas, das sich zur Aufgabe macht, ein Ereignis so darzustellen, daß es vor unsern Augen zu einer Handlung wird, deren innere Entwicklung wir vom Anfang bis zum Ende verfolgen können. (Vereinigung von subjektiver und objektiver Dichtung).

Epische Dichtung.

Die epische Dichtung zerfällt in folgende Arten:

a) Das heroische Epos, in dem ein Ereignis erzählt wird, das starke Charaktere mit dem wechselvollen Schicksal kämpfend herbeiführen. Es erscheint

α) als Volksepos, welches die zum Gemeingut des Volkes gewordenen Sagen behandelt. Ein Dichter kann nicht genannt werden, höchstens ein Ordner und Sammler.

Lit.: Nibelungenlied, Kudrun.

β) als Kunstepos, in dem fremdländische Sagen, namentlich

abenteuerliche und wunderbare Begebenheiten, von einem bekannten Dichter kunstvoll bearbeitet werden.

Lit.: Parzival von Wolfram v. Eschenbach.

b) Das bürgerliche Epos macht eine an sich unbedeutende Begebenheit aus dem bürgerlichen Leben zum Spiegelbild eines ganzen Zeitraumes.

Lit.: Hermann und Dorothea von Goethe.

c) Das religiöse Epos stellt eine That dar, welche der Bibel oder der Kirchengeschichte entnommen ist.

Lit.: Messias von Klopstock.

d) das Tierepos beruht auf dem Mythus und verschmelzt Tierisches und Menschliches zur innigen Gemeinschaft. Alles Tierische vollzieht sich in menschlicher Weise. Im Laufe der Zeit mischen sich satirische Züge mit demselben.

Lit.: Reineke Fuchs.

e) Die Idylle (griech. eidillion, das Bildchen) schildert in behaglicher Breite Begebenheiten aus dem einfachen, harmonischen Zusammenleben von Menschen, die frei sind von heftigen, außerordentlichen Leidenschaften. Lit.: Luise von Voß.

f) der Roman (aus dem französchen roman, romant = französ. Sprache im Gegensatz zum Lateinischen), eine seit dem 15. Jahrh. in französischer Sprache geschriebene, prosaische Erzählung. Im Deutschen erscheint das Wort zur Bezeichnung einer Dichtungsart als „romaine“ erst gegen 1700. Der Roman läßt uns an den Begegnissen und der Denkungsart der einzelnen Personen ein möglichst ausführliches Kulturgemälde eines größeren Zeitraumes erkennen.

Lit.: Simplicius Simplicissimus; Soll und Haben v. G. Freytag.

Der moderne Roman bebaut verschiedene Felder der Kultur und man unterscheidet hauptsächlich:

den kulturhistorischen Roman,
„ Familienroman,
„ Salonroman.

g) Die Novelle (ital. novella, Neuigkeit, seit dem 14. Jahrh. in Italien mit Vorliebe gepflegt) erzählt ein Ereignis, das unter Anwendung besonderer Kunstmittel dargestellt wird und im Gegensatz zum bänderreichen Roman nur eine mittlere Ausdehnung hat.

Lit.: Münchhausen von Immermann.

h) Die Romanze (franz. romance, urspr. gleichbedeutend mit roman, romant) und die Ballade (ital. ballata = Tanzlied) in Frankreich bis zu Louis XIV. beliebt, kam von da nach England und Schottland, wo es aus einem singbaren (lyrischen) Lied ein episches wird. In beiden wird eine heldenhafte That oder ein heldenmäßiges Leiden dichterisch dargestellt, ersteres vorherrschend in der Ballade (Objekt), letzteres vorherrschend in der Romanze (Subjekt).

Lit.: Bürger, Goethe, Schiller und Uhland.

i) die Fabel (bîspell = Beispiel, von bî, bei nnd spellen, reden, = die Erzählnng, die neben der Lehre einhergeht) bringt aus einer erdichteten Erzählung, aus dem Reich der willenlosen Wesen oder aus dem Tierreich eine Klugheitsregel zur Anschauung.

Lit.: Gellert.

k) das Märchen (maere = Erzählung, von maeren, bekannt machen) erzählt wunderbare Begebenheiten, die unter der Einwirkung guter und böser Kräfte und Wesen erfolgen.

Lit.: Grimms Märchen.

l) Die Sage (von „sagen", Saga heißt die deutsche Gottheit, das Bild der ewig quellenden Weisheit) beschäftigt sich mit einer Begebenheit, die an einem bekannten Ort und zu einer bestimmten Zeit geschehen ist und knüpft daran phantasievolle, wunderbare Vorstellungen.

Lit.: Grimms Sagensammlungen.

m) die Legende (lat. legenda = das zu Lesende, was beim täglichen Gottesdienst in der alten Kirche vorgelesen wurde) erzählt ein wunderbares Ereignis im Anschluß an die heil. Geschichte. Sie diente zur Verherrlichung der Gläubigen bis c. 1300, zur Verspottung der Geistlichen in der Zeit kirchlicher Wirren — 1600 (St. Peter mit der Geis v. H. Sachs) und zum Zwecke der sittlichen Besserung bis in unsere Zeit.

n) Die poëtische Erzählung ist die einfache Darstellung eines Ereignisses, das im Charakter des allgemein Menschlichen liegt.

Lit.: Bürger, der Kaiser und der Abt.

2. Lyrische Dichtung.

Je nachdem das Gefühls- oder das Geistesleben des Menschen zum dichterischen Ausdruck gebracht wird, teilt man die Lyrik ein:

a) in die eigentliche Lyrik,

b) in die didaktische (lehrhafte) Lyrik

a. Eigentliche Lyrik:

Das Lied (mhd. liet = das Gesetz einer Strophe) ist ein singbares Gedicht, in der sich das Gefühl unmittelbar ausspricht:

Dû bist mîn, ih bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist das slüzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

Beherrscht das Gefühl die poëtische Form, so ist das Lied ein Volkslied; ist das Gegenteil der Fall, so ist es ein Kunstlied.

Dem Stoffe nach unterscheidet man weltliche und geistliche Lieder.

Das weltliche Lied, welches die Gefühle ausdrückt, die der Gedanke an menschlich-irdische Verhältnisse hervorbringt, zerfällt wieder in:

Liebeslieder,
Gesellschaftslieder,
Weinlieder,
Wanderlieder,
Abschiedslieder und andere.

Das geistliche Lied drückt die Gefühle aus, welche der Gedanke an göttlich-himmlische Verhältnisse hervorbringt.

b. didaktische Lyrik:

$\alpha$) Die Ode (griech. Ode = Gesang) stellt ruhig und erhaben ein Gefühl dar, das durch Gedanken unterstützt wird, die damit verbunden sind.

Lit.: Klopstocks und Platens Oden.

$\beta$) die Elegie (griech. elegos = Trauerlied) drückt ein Gefühl aus und hat die Neigung, nachdrücklich darin zu verweilen und traurigen Erregungen Raum zu geben.

Lit.: Goethe und Schiller.

3. Dramatische Dichtung.

Die dramatische Dichtung verbindet Episches und Lyrisches zu einer eigenen, neuen Gattung.

Im Drama soll eine von dem Willen des Menschen abhängige Thätigkeit, eine Handlung dargestellt werden, und es ist deshalb

die Einheit der Handlung, nicht die der Zeit und des Ortes eine unumstößliche Forderung des Drama.

Die sogenannten klassischen Einheiten des Drama, die der Zeit, des Ortes und der Handlung, haben die Franzosen im 17. Jahrh. irrtümlich als Gesetz des griech. Drama aufgestellt. (Aristoteles). Das Drama der Deutschen findet in diesem Gesetz eine unnatürliche Schranke, pflegt dagegen im Anschluß an den german. Geist Shakespeares die Einheit der Handlung. Der Stoff, welcher die Grundlage des Drama bildet, wird die Fabel des Stückes genannt.

In jeder dramatischen Handlung unterscheidet man 3 Hauptteile:

1. Anfang, Einleitung (Exposition) = sie macht uns mit den handelnden Personen bekannt.

2. Mitte, Schürzung des Knotens = die Handlung verwickelt sich und macht uns gespannt auf die Lösung.

3. Ende, Lösung des Knotens = die Befriedigung, welche dadurch herbeigeführt wird.

Das Drama bewegt sich in einer von der Kunst selbständig geschaffenen Form und hat wesentliche und zufällige Bestandteile.

1. Wesentliche Bestandteile des Drama:

a) der Monolog (griech. monologia = Allein- oder Selbstgespräch), die Rede eines Einzelnen.

b) der Dialog (griech. dialogos = Unterredung), die Unterredung zweier oder mehrerer Personen.

Die Verbindung der Dialoge und Monologe geschieht in Abschnitten, die man Auftritte oder Scenen nennt (griech. skene = das Gerüst, das die Schauspieler zum Spiele brauchen) und in größere, zusammenfassende Abschnitte, die man Aufzüge, Akte nennt, (lat. actus = Bewegung).

2. Zufällige Bestandteile des Drama:

a) der Prolog (griech. prologos = Vorrede) macht beim Beginn der Handlung gewisse, zum Verständnis derselben erforderliche Mitteilungen.

b) der Epilog (griech. epilogos = Schlußrede) nimmt Abschied vom Publikum.

Je nach der Art der Charaktere und der dadurch bedingten Konflikte unterscheidet man 3 Arten des Drama:

1. Das Trauerspiel (griech. tragodia = Bocksgesang. Der Name wird verschieden gedeutet, a. als das Opfertier bei den Aufführungen zu Ehren des Dionys; b. als die Schauspieler, die bei dieser Feier in Bocksfelle gekleidet sind oder c. als der siegreiche Tragödiendichter, der einen Bock erhielt) bringt Konflikte zur Darstellung und zum Austrag in der Absicht, in uns Mitleid und Furcht zu erregen, Mitleid mit dem fallenden Helden, Furcht vor der Leidenschaft, die seinen Untergang herbeiführt.

Lit.: Schiller und Goethe.

2) Das Lustspiel (griech. komoedia = Freudengesang oder Dorfgesang) stellt Konflikte dar, die aus geringfügigen Ursachen entstanden sind und deren Lösung zur Heiterkeit stimmen.

Lit.: Lessing, Minna von Barnhelm.

3. Das Schauspiel (als eine eigene Art des Drama betrachtet es erst die neuere Zeit) bringt Konflikte sittlicher Art zur Darstellung, aber ohne den Ausgang tragisch zu nehmen.

Lit.: Schiller.

§. 5.

## Formen der Poësie (Metrik).

Die Sprache muß sich, um zur Poësie verwendet werden zu können, einem bestimmten Maß fügen.

Die deutsche Poësie hat zu ihrem Maß die regelmäßige Aufeinanderfolge von stark betonten und weniger stark betonten Silben, von Hebungen (Arsen) und Senkungen (Thesen). Die deutsche Sprache ist also eine betonende (accentuierende), keine zählende (quantitierende), wie die griechische und römische. Da aber die Stärke eines Nebentones bedingt war durch die Länge oder Kürze der zunächst vorangehenden Silbe, so war in dieser Hinsicht auch der altdeutsche Versbau an das Gesetz der Quantität gebunden, z. B.

ahd.: Giáng tho drûthin thánana
mit imo ouch sine thégana,
oúgtun sie imo innam thés
gizimbri thes húses.

mhd.: unmâze, nim dich beidiu an,
manlîche wîp, wîplîche man,

pfaflîche ritter, ritterlîche pfaffen.
mít den solt dû dînen willen schaffen:
ích wil dír sie gar ze stiure geben,
und álte júnchêrrén für eigen...

Und insofern man zum Aussprechen der betonten Silben längere Zeit braucht, als zu dem der unbetonten, redet man auch bei uns, aber nur uneigentlich von langen und kurzen Silben, wie bei den Griechen und Römern.

Die Lehre, welche die Gesetze aufstellt, nach denen die Silben zum Versbau angewendet werden, nennt man Verslehre (Metrik); sie handelt

1. von der Silbenmessung (Prosodie),
2. vom Versfuß und von den Versen (Verszeilen),
3. von den Versarten,
4. vom Reim,
5. von den Strophen.

1. Von der Silbenmessung (Prosodie).

Der Tonfall (Rhythmus) entsteht durch regelmäßige Aufeinanderfolge von stark und schwach betonten Silben.

Nach der Stärke der Betonung der Silben unterscheidet man:

a. hochtonige: lehren, sagen,
b. mitteltonige: Heiligkeit, Großvater,
c. tonlose: Blume, Wechsel.

Das Klanggewicht der Silben ist dasselbe in der Prosa, wie in der Poesie, nur ist der Rhythmus der Prosa ein freier, der des Verses ein gebundener, wobei allerdings nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die Tonkraft eines Wortes auch durch seine Umgebung bestimmt wird.

Die Hebung (Länge) wird bezeichnet mit –; die Senkung (Kürze) mit ⏑.

2. Vom Versfuß und von den Versen (Verszeilen).

Der kleinste metrische Organismus ist der Versfuß (Fuß, ein bildlicher Ausdruck, lat. pes, griech. pus, weil man die Füße gebraucht, um vorwärts zu kommen; im altdeutschen entspricht diesen Bezeichnungen stab, engl. staff. Mit letzterem Wort bezeichnet man zugleich den Zweig, auf den das Schriftzeichen, die Rune ge-

ritzt (altſ. wrîtan, engl. write = ſchreiben) war und dann das Schriftzeichen ſelbſt, Buchſtabe = Stab der Buche).

Der Versfuß entſteht durch die Verbindung von einer Hebung und Senkung.

Die Versfüße ſind entweder fallend, Liebe, oder ſteigend, gelobt.

Durch die Verbindung mehrerer Versfüße entſteht ein Vers (Verszeile), weil er in einer Linie geſchrieben wird (versus = Wendung).

Die Verſe ſind einfach, wenn ſie aus gleichartigen Versfüßen, zuſammengeſetzt, wenn ſie aus ungleichartigen Versfüßen beſtehen.

Es darf nicht immer mit dem Ende des Versfußes auch das Wort zu Ende gehen, ſondern die Worte müſſen öfters innerhalb eines Versfußes enden. Man nennt dies Caeſur = Einſchnitt, Mittelruhe.

Die Caeſur iſt männlich, wenn ſie nach einer Länge eintritt:

Klar aus | Dämmerung | ſtieg || am | goldenen | Himmel der | Mittag; weiblich, wenn ſie nach einer Kürze eintritt:

Liebliche | Wärm an | kündend || und | leuchtete | ſanft in die | Fenſter.

Fällt das Ende eines Wortes mit dem Ende eines Versfußes zuſammen, ſo nennt man dies Diäreſis.

Gemüt iſt mehr, als Geiſt, || denn das Gemüt beſteht
Als Wurzel, wenn der Geiſt, || wie Blütenduft vergeht.

3. Von den Versarten.

Unter Versart verſteht man die verſchiedene Art der Zuſammenſtellung von Versfüßen.

Ihre geſchichtliche Betrachtung führt zu folgenden Aufſtellungen:

a. Der älteſte deutſche Vers iſt der alliterierende, der bis c. 850 herrſchte und in epiſchen und lyriſchen Dichtungen angewendet wurde. Seine Form iſt eine auf dem Accent beruhende Langzeile von 8 ſtark betonten Silben, die in 2 Vershälften mit je 4 Hebungen zerfällt, welche durch die Alliteration (Gleichklang des Anlautes) zu einem Ganzen verbunden ſind.

Anfangs herrscht eine große Freiheit in der Anwendung der Stabreime, die aber später in enge Regeln eingeengt werden.

1. Tho ward thar so managumu manne mod aftar kriste
Da ward der Männer manchem das Gemüt zum Christ
2. gihworbam, hugi-skefti, sidor si is helagon werk
3. selbon gisahun, hwand eo er sulik ni ward
4. wundar an weroldi.
das Herz hingewandt, als sie sein heilig Werk
da selber sahen: denn so ward nie
ein Wunder in der Welt.

Heliand, Übersetzung von Grein.

Ein Beispiel der Alliteration aus der Neuzeit ist die Wundergeige in Jordans Nibelunge:

Nun blinzt ihm der König. Endlich zum Kinne
Hebt er die Geige, goldrein girren
Vom Schweigen erlöst die vier Geschwister,
Die Saiten zusammen und singen beseligt.
Das ist ein Suchen, ein unsägliches Sehnen,
Flehen und finden, fliehen und folgen,
Ein Jubeln und Jauchzen und jähes Jammern,
Ein wildes Kämpfen, ein wonniges Küssen.
Nun tauchen die Töne in dunkle Tiefen,
Nun heben sie hell ihre Flügel gen Himmel,
Die Hörer lauschen mit pochendem Herzen
Der Gegenwart ganz und gar vergessend,
Altes erinnernd, Ewiges ahnend.

Nachdem durch Otfried der Endreim (= noch nicht völliger Gleichlaut; Lautanähnlichung = Assonanz ist ausreichend) eingeführt war, erlangten eine hervorragende Bedeutung;

b. die kurzen Reimpaare, vom Ende des 9. Jahrh. an, in jeder Zeile 4 Hebungen, paarweise gereimt, bald stumpf, bald klingend. Hebungen und Senkungen gestatten einen freien Wechsel. Sie sind hervorgegangen aus der Zerlegung der ahd. epischen Langzeile.

„Ein riter, der gelêret was
unde ez an den buochen las,
swenne er sîne stunde
niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac
daz man gerne hoeren mac,
dâ kêrte er sînen vlîz an:
er was genant Hartman
und was ein Ouwaere,
der tihte ditz maere."

Im 15. und 16. Jahrh. werden diese Verse Knüttelverse genannt, weil sie sich mit der nhd. Sprache nicht mehr ins Gleichgewicht setzen können. Die Unterscheidung stark und schwach betonter Silben geht bei der Veränderung, die an der Sprache sich vollzieht, verloren, und die Silben werden nur mehr gezählt.

c. Die Nibelungenstrophe, bestehend aus 4 Langzeilen; jede derselben wird in 2 Halbverse geteilt; jeder Halbvers hat 3 Hebungen mit Ausnahme des 2. Halbverses der 4. Langzeile, die 4 Hebungen hat. Je 2 aufeinanderfolgende Verszeilen reimen:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit,
von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen,
von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

**Anmerkung.** Die neue Nibelungenstrophe ist metrisch lebendiger und mannichfaltiger, als die ebengenannte; ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß sie nach dem 3 Fuß eine überzählige Silbe und nach dieser eine stehende Cäsur hat.

Sie singen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit:
Sie singen von allem Süßen, || was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, || was Menschenherz erhebt.

d. M. Opitz (Buch von der deutschen Poeterei 1624) stellt den für die deutsche Rhythmik bahnbrechenden Grundsatz auf: „Wir können nicht nach Art der Griechen und Lateiner eine gewisse Größe der Silben in acht nehmen, sondern wir erkennen aus den Accenten und dem Ton, welche Silbe hoch und welche niedrig gesetzt sein soll." Gleichwohl beginnt er die Einführung antiker

Versarten in die deutsche Dichtung und verhilft nach dem Vorbilde Frankreichs einem sehr einförmigen Vers zur Geltung, dem Alexandriner, einem 6füßig-jambischen Vers, paarweise reimend, durch eine Diäresis nach dem 3 Fuße halbiert.

Du junger Rosenstrauch, wie ist es dir gelungen?
Du hast mit Frühlingshauch dies Winterherz durchdrungen.

Der Name kommt entweder von einem altfranz. Gedicht, dessen Held Alexander der Große war, oder von einem Dichter Alexander, der um 1200 lebte.

Die in der deutschen Sprache gebräuchlichsten antiken Versarten sind:

1. der jambische Vers (jambus = der Hinkende) ⏑ –, 1—8-füßig:

Der Himmel unser Hort,
Die Freiheit unser Wort,
So gehn wir Hand in Hand
Zum Kampf fürs Vaterland.

2. Der anapästische Vers (genannt nach dem langsamen feierlichen Schritt bei den Opfernden der Griechen) ⏑ ⏑ –, 2—7-füßig, als reiner Vers sehr wenig im Gebrauch:

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt;
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Uad Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt.

3. Der trochäische Vers (— der Läufer) – ⏑, 2—8füßig:

Etwas wünschen und verlangen,
Etwas hoffen muß das Herz,
Etwas zu verlieren bangen
Und um etwas fühlen Schmerz.

4. Der daktylische Vers (von daktylus = der Finger) – ⏑ ⏑, 1—6füßig:

Wehe, so willst du mich wieder,
Hemmende Fessel, umfangen?
Auf und hinaus in die Luft!

Der 6füßige Daktylus ist sehr verbreitet und wird nach griech. Versmessung Hexameter genannt. Im Hexameter (hexametros scil. stichos = Linie) können die ersten vier Daktylen mit Spon-

dern vertauscht werden. Die Cäsur fällt in den 3. Fuß und ist entweder männlich oder weiblich:

– ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡◡ | – ◡ ◡ | – ◡

In Verbindung mit dem Hexameter erscheint oft der Pentameter und dieses Verspaar nennt man Distichon (griech. dis = 2mal, stichos = Linie).

Der Pentameter (pentametros), auch ein 6füßiger Daktylus, wird durch eine Diäresis in 2 Hälften geteilt, nur ist der 3 und 6. Fuß unvollständig, und es werden beide für einen gerechnet.

– ◡◡ | – ◡◡ | – || – ◡◡ | – ◡ ◡ | – ||

Oft kommt es vor, daß ein Versfuß nicht vollständig auftritt. Man nennt einen solchen unvollzählig = katalektisch (griech. catalegein = aufzählen) im Gegensatz zum vollzähligen = akatalektischen. Z. B.

Wie kommts, | daß du | so trau | rig bist, |
Da al | les froh | erscheint? |
Man sieht | dirs an | den Au | gen an: |
Gewiß | du hast | geweint. ||

Treten an das Ende des Verses eine oder 2 Senkungen, so heißen solche Verse überzählig = hyperkatalektisch.

In das Feld, | in die Frei | heit gezo | gen) | (◡ überzählig).

4. Vom Reim.

Es gibt dreierlei Reime:

a. Stabreim (Alliteration, Gleichklang des Anlautes), auch Anreim genannt.

b. Innenreim, Vokalreim (Assonanz).

c. Der Endreim, Gleichklang der Silben am Ende der Wörter.

**Anmerkung.** Das Nacheinander des Werdens der Reime bildet das Nebeneinander des Systems.

Der Reim ist entweder männlich (stumpf), wenn er bloß auf einer Hebung ohne Senkung beruht,

Kraft — Saft;

weiblich (klingend), wenn er auf einer Hebung mit einer Senkung beruht,

Niedern — Liedern.

Die Reime teilt man wieder ein

α) in platte oder gepaarte (Reimpaare), wenn die reimenden Verse unmittelbar auf einander folgen;

Reimbild: aabb.

Die Tugend hab ich nie gelobt,
Die nimmer sich im Sturm erprobt;
Die Weisheit hab' ich nie gepriesen,
Die nie im Leben sich erwiesen.

β) in gekreuzte (Wechselreime), der erste Vers reimt mit dem dritten, der zweite mit dem vierten;

Reimbild: abab.

Es sucht der echte Weise,
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greise
Alt wird er nicht zum Kinde.

γ) umarmende, umschlossene, wenn der erste mit dem vierten, der zweite mit dem dritten reimt,

Reimbild: abba.

Eines schickt sich nicht für alle;
Sehe jeder, wie ers treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

δ) Der Kehrreim (Refrain) ist die regelmäßige Wiederholung desselben Wortes, desselben Verses oder derselben Strophe,

die Wacht am Rhein:

Schluß:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

5. Von den Strophen.

Die Strophe ist eine größere rhythmische Periode, die durch Verbindung mehrerer Verse zu einem metrisch gegliederten Ganzen entsteht. Es gibt 2—14 zeilige Strophen.

Aeußerlich ist sie an der Wiederkehr desselben Versmaßes zu erkennen.

Siehe die erste Strophe aus Schillers Rudolf v. Habsburg.

Das Sonett (sonetto = Klanggedicht) besteht aus 14 Versen, von denen die ersten acht und die letzten 6 untereinander durch Reime verschlungen sind:

Grabschrift (Platen).

Ich war ein Dichter, und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen;
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen,
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.
Die Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen,
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.
Gesänge formt ich aus verschiednen Stoffen,
Lustspiele sind und Märchen mir gelungen
In einem Stil, den Keiner übertroffen:
Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonett des Lebens Schmerz und Hoffen,
Und diesen Vers für meine Gruft gesungen.

§. 6.

## Perioden.

Die Geschichte der deutschen Literatnr teilt man in 7 Perioden ein:

1. X—800, Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen; Götter- und Heldengesang.

2. 800—1100, Von Karl dem Großen bis in die Zeit der ersten Kreuzzüge. Das nationale Heidentum unterliegt dem Christentum, und die Poësie erhält einen christlich-geistlichen Charakter.

3. 1100—1300, Die Zeit der Hohenstaufen und der Kreuzzüge; die epische und lyrische Volks- und Kunstpoësie.

4. 1300—1500, die Zeit der Habsburger bis Maximilian I; kümmerliche Fristung der Poësie in den Händen der Bürger und Handwerker.

5. 1500—1624, Die deutsche Poësie im Zeitalter der Reformation ist didaktisch und satirisch.

6. 1624—1748, Die Dichtung in den Händen der Gelehrten besteht in der Nachahmung der römischen und griechischen Klassiker.

7. 1748—1832, Die Blütezeit der deutschen Literatur.

# I. Abschnitt.

## Altdeutsche Literatur.

### 1. Periode.

x—800.

§. 7.

### Poësie in der Urzeit.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus berichtet uns, daß die Germanen in ihren Liedern Götter und Helden feierten, daß sie die Feier ihrer Gelage mit Gesängen würzten und singend in die Schlacht zogen, indem sie vor den Mund einen Schild hielten (bardhi), um den Schlachtgesang voll ertönen zu lassen.

Einen eigenen Sängerstand, Barden genannt, hatten die Germanen nicht; ein solcher gehört den Kelten an.

In den Zeiten der Völkerwanderung, als Männer, wie Attila und Theodorich wie glänzende Meteore auftraten, entstand ein Kreis von Heldensagen, die erst später dichterisch bearbeitet wurden und aus denen die nachfolgenden Dichter immer wieder schöpften, denn die deutsche Volkspoësie wurzelt in der Volkssage und diese in dem mythus. Deshalb ist eine Kenntnis desselben notwendig; das Verständnis der deutschen Epen, wie z. B. des Nibelungenliedes ist ohne eine solche nicht möglich.

Mythus (griech. mythos = Rede, Erzählung) ist die Erzählung eines wunderbaren Ereignisses, das unter menschlichem Thun und Leiden Vorgänge des Naturlebens darstellt. Er gehört dem Kindesalter des deutschen Volkes, wie dem jedes anderen an, und ist, wie bei allen Völkern die erste, freieste und kühnste Poësie. Diese älteste deutsche Poësie hat die deutschen Götter zum Gegenstande (Mythologie).

Die Quellen der germanischen Mythologie liegen, abgesehen von Cäsar und Tacitus, die nichts Zuverlässiges bieten, in Volkssagen, alten Gebräuchen und in 2 nordischen Sammelwerken, der älteren und jüngeren Edda (= Urgroßmutter).

Die ältere, entstanden im 12. Jahrh., enthält Götter- und Heldenlieder, denen volkstümlichere Dichtungen zu Grunde liegen.

Sie soll von dem gelehrten Irländer Sämund Sigfusson, † 1133, gesammelt sein.

Die jüngere Edda enthält eine Sammlung mythologischer Erzählungen und Regeln der Skaldenkunst und wird dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturleson, † 1241, zugeschrieben.

### 1. Schöpfungsgeschichte der Welt und der Götter.

Im Anfang war weder Sand, noch Meer, nirgends fand man die Erde, noch den Himmel; es war die Kluft der Klüfte, der gähnende Abgrund, Ginnungagap. In ihm lebte der Geist Allvaters und er machte, daß in dem unermeßlichen Raume 2 Welten entstanden: Nifelheim im kalten, dunkeln Norden und Muspelheim im warmen, lichten Süden.

Da füllten 12 Ströme aus Nifelheim den Abgrund, das Wasser erhärtete zu Eis und schob sich hin und her in der unermeßlichen Tiefe; in der Nähe von Muspelheim aber löſten die warmen Winde wieder das Eis. Die schmelzenden Tropfen erhielten Leben durch den, der die Wärme sandte, und es entstand der Riese Ymir (= der Tosende). Seine Kinder sind die bösen Hrimthursen (= die Eisriesen).

Aber noch anderes Leben gebiert die Wärme, denn da das Eis weiter auftaute, entstand die große Kuh Audhumbla (= die Milchreiche), die zu ihrer Nahrung salzhaltige Eisblöcke beleckte und aus deren Euter vier Milchströme floßen, von denen sich Ymir nährte. Als die Kuh die Eisblöcke weiter beleckte, da kam am Abend des ersten Tages eines Mannes Haupthaar hervor, am zweiten Tage das Haupt eines Mannes und am dritten ein ganzer Mann. Dieser zeugte mit der Tochter eines Riesen, genannt Bestla (= der Besten), drei Söhne: Odin, Wili und We. Da diese auch eine Welt ins Dasein rufen wollten, gingen sie zu Ymir und erschlugen ihn. Eine solch ungeheure Menge Blutes strömte aus einem Leibe, daß eine allgemeine Flut, die Sintflut entstand, in der alle Riesen ertranken, Bergelmir ausgenommen, der sich mit seinem Weibe in einer Wiege rettete und das Riesengeschlecht fortpflanzte. Dann bildeten die drei aus seinem Leibe Himmel und Erde: aus dem Blute Meer und Wasser, aus dem Fleische das Erdreich, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen und Kinnbacken die Steine, aus seinem Haar die Bäume, aus dem Hirn-

schädel den Himmel, der an den 4 Ecken von 4 Zwergen getragen wird: Austri, Westri, Nordri und Sudri (= Ost, West, Nord und Süd). An dem Himmel befestigten sie die Feuerfunken, welche ohne Unterbrechung aus Muspelheim herüberflogen, gaben jedem dieser Lichter seinen bestimmten Namen und setzten auch jedem seinen Gang fest; Ymirs Gehirn zerstreuten sie als Wolken in die Luft.

Aber immer war noch kein Mensch auf der Erde. Da geschah es, daß die 3 Brüder am Strande des Meeres wandelten und zwei Bäume fanden, Ask und Embla (= die Esche und die Ulme). Sie nahmen sie und schufen daraus Menschen. Odin selbst gab ihnen Leben und Geist, Wili Bewegung und Verstand, We Sinne, Antlitz und Blut, und damit Empfindung und Gefühl.

Die Erde selbst wurde kreisrund geschaffen, und rings umher floß das Weltmeer. Die Thursen (die Dürren) erhielten das Land nächst der Meeresküste, genannt Jötunheim, die Menschen das Land weiter nach innen, genannt Midgard (= das Land in der Mitte); sich selbst erbauten die Götter die Burg Asgard (= Garten der Asen) in der Mitte der ganzen Welt. Hier hat Odin seinen Hochsitz, von dem aus er alles sehen kann, was in der Welt geschieht.

## 2. Asen.

### a) Alfadur, Allvater.

Der Unsichtbare und allein Ewige, der Starke, Reiche und Mächtige von oben ist der Schöpfer der Welt und der Götter; zu ihm beten Menschen und Götter und darum wird er Allvater genannt.

### b) Odin.

Der höchste sichtbare Gott ist Odin oder Wuotan. Er verleiht den Menschen und allen Dingen Kraft und Schönheit und gibt den Feldern Fruchtbarkeit. Alles Gute, alles was man sich nur wünschen mag, kommt von ihm. Er thront auf seinem Hochsitz, zu seinen Füßen liegen 2 Wölfe: Geri (= der Gierige) und Freki (= der Gefräßige), um sein Haupt schweben zwei Raben: Hugin (= der Gedanke) und Munin (= die Erinnerung).

Odin ist auch der Vater der Heere, des Sieges und der Gefallenen. In voller Waffenrüstung, angethan mit Helm, Panzer und Schwert, reitet er auf einem weißen, achtfüssigen Rosse in den Kampf. Wenn er sich auch nicht persönlich in den Kampf mischt,

so verleiht er doch seinen Helden siegbringende Waffen; ja schon sein Wille genügt, um Sieg oder Niederlage herbeizuführen.

Doch nicht nur an der Spitze seines Heeres erscheint der Gott, er ist auch mild und freundlich und besucht bisweilen die Menschen. Dann trägt er nicht seine glänzende Waffenrüstung, sondern einen blauen Mantel mit goldenen Sternen und einen breitkrämpigen Hut, woran ihn die Menschen leicht erkannten.

Ihm wurden auch die meisten Opfer gebracht, blutige und unblutige, besonders wurden ihm Feuer angezündet, die man jauchzend umtanzte. Von den Tieren, welche man ihm opferte, wurde mit Ausnahme des Kopfes alles verzehrt, und bei dem Opfermahle trank man seine Minne (Gedächtnis) und sang ihm Lieder. Der ihm geweihte Tag ist der Mittwoch.

c) Thorr.

Odins und der Jörd (= der Erde), erstgeborener Sohn ist Thorr (= der Donner). Er ist gleichsam die rechte Hand seines Vaters und gebietet über Regen, Wolken, Blitz und Donner. Göttern und Menschen ist er mit seiner Hilfe nahe und insbesondere beschützt er die Erde, seine Mutter, und alle, die sie bebauen, und ist deshalb auch der Gott des Landmannes und des Ackerbaues.

Thorr hat einen roten Bart; wenn er im Zorn in diesen bläst, entsteht der Blitz. Er reitet nicht, wie Odin, sondern fährt auf einem Wagen, von 2 Böcken gezogen. Während seine Linke das Bockgespann lenkt, führt er in seiner Rechten den Hammer (Miölnir). Und wenn er zürnte und darum donnerte, so machte dies auf die Menschen einen solchen Eindruck, daß sie ehrerbietig alle Arbeit ruhen ließen, ja daß selbst die Kämpfer die Schlacht abbrachen.

Wie Odin, so wurden auch Thorr Festfeuer angezündet.

Der Wochentag, welcher dem Thorr geweiht war, ist der Donnerstag.

d) Baldur.

Baldur (= der Lichte), der Sohn Odins ist der beste unter den Göttern, der weise, beredte und milde Gott. Sein Angesicht ist so glänzend, daß ein milder Schein von ihm ausgeht. Seine Gattin, die ihn treu und innig liebt, heißt Nanna (= die Hervortreibende). Baldur wird von seinem blinden Bruder Hödur im Kampfspiel getötet. Unnennbarer Schmerz ergreift die Götter

trauernd und klagend sucht Nanna vergeblich ihren Gemahl. Doch ein anderer Sohn wird Odin geboren, der eine Nacht alt, Baldurs Tod rächt; es ist Wali (= der Gott der Wahl).

3) Wanen.

Die Wanen sind die Wissenden, weil sie vom Geschlecht der Asen stammen. Sie sind Feinde der Asen, unterliegen aber im Kampfe gegen dieselben und erhalten, nachdem sich die Asen und Wanen Geiseln gegeben haben, die untere Luft und das Meer als Wohnplatz angewiesen. Unter ihnen ragt hervor:

a) Niörder (= der Verknüpfende), der Gott der Schiffahrt und des Handels. Er überwacht den Hafen, sorgt für günstigen Fahrwind und verleiht den Menschen glückliche Fahrt und Handelsgewinn. Sein Haupt bedeckt ein Hut, der mit Muscheln geschmückt ist. Ein meergrünes Gewand umhüllt seine untadelhafte Gestalt und läßt seine überaus wohlgeformten Beine unbedeckt. Seine Gemalin heißt Skadi (= der Schade).

b) Freyer und Freya, Kinder Niörders. Freyer, der Sohn Niörders, ist der segnende Gott; in seinem Gefolge ist Friede und Fruchtbarkeit; den Familien bringt er Wohlstand und segnet die Ehen. Auf einem Wagen, bespannt mit einem goldborstigen Eber, dessen Glanz die Nacht erhellt, fährt er über Wälder und Fluren und wenn er zu Beratungen mit den Asen gerufen wird.

Der Name des sechsten Wochentages, Freitag, deutet auf ihn und seine Schwester Freya hin. Seine Gemalin ist Freya, auch Frigg genannt; am gefeiertsten war in Deutschland Freya (ahd. frouwa = nhd. Frau); sie ist die milde, freundliche Göttin, die Vertreterin der echten deutschen Weiblichkeit. Als solche fährt sie auf einem Wagen, der mit Katzen bespannt ist. Ihr Gemahl Odhr verläßt sie und sie weint ihm Thränen nach, die zu Perlen werden.

c) Heimdall. Heimdall (= die Weltstütze) ist der Wächter der himmlischen Burgen und der Gott der Ordnung auf der Erde.

Er wacht an der Brücke Bifröst (= die bebende Rast), die zur Himmelsburg Asgard führt, und es gibt keinen besseren Wärter, als ihn. Er bedarf weniger Schlaf, als ein Vogel, und er sieht bei Tag und Nacht viele Meilen weit. Dabei hat er ein so scharfes Ohr, daß er das Gras auf der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen hört.

### 4. Riesen (Thursen).

Weit größer als die Menschen sind die Riesen, Thursen genannt, Geschöpfe, die wie Wanen, Alfen und Zwerge zwischen den Asen und den Menschen stehen. Man unterscheidet die Thursen (= die Dürren) von den Jötunen (= den Gefräßigen). Mit den Asen liegen sie in fortwährendem Kampf, ohne jedoch obzusiegen. Namentlich der gewaltige Thorr, der sie mit seinem nie fehlenden Hammer zerschlägt, ist der glorreiche Bekämpfer der Riesen.

Obwohl die Riesen den Menschen an Geist nicht überlegen sind, so zeichnen sie sich doch aus durch besondere Geschicklichkeit im Bauen, namentlich von Burgen.

a) Loki.

Der gefährlichste unter den Thursen ist Loki. Ursprünglich ein Ase, der einst mit Odin Herzensfreundschaft geschlossen hatte, offenbarte er immer mehr seine böse Gesinnungsart. Wo er den Asen Schaden zufügen konnte, that er es und zwar aus reiner Freude am Unrechtthun. Am Tage Ragnarök fällt er im Kampfe gegen die Asen.

b) Die Kinder Lokis.

Loki erzeugte, nachdem er sich aus Asgard zurückgezogen hatte, mit dem häßlichen Jotenweib Angurboda (= die Angstbringerin) 3 Ungetüme: den Wolf Fenrir, den Meerwolf; Jörmungander, die Midgardschlange; Hel, die Verborgene.

Odin, der diese Brut von Ferne gewahrte, befahl den Asen, sie vor ihn zu bringen. Dies geschah. Als er sie anblickte, wuchs Hel zusehens, Jörmungander bäumte sich und spie Gift, so daß die Asen zurückweichen mußten. Da ergriff Odin die scheußlichen Gestalten und schleuderte sie weit über Asgard hinaus.

Hel versank in das Reich der Tiefe, Nifelheim, wo sie als Göttin der Unterwelt thront, wohin alle diejenigen kommen, die den Strohtod sterben, d. h. nicht im Kampfe fallen. Dort wohnt sie in einer abschreckenden Gestalt, halb schwarz, halb menschenfarbig. Ihr Saal heißt Elend, ihre Schwelle Einsturz, drohendes Unglück ihr Bett; Träge ist der Name ihres Knechtes, Langsam der ihrer Magd; sie ißt aus der Schüssel Hunger und schneidet mit einem Messer, das sich unersättliche Gier nennt. Was sie einmal besitzt, läßt sie nicht mehr los, denn sie weiß nichts von Barmherzigkeit.

Jörmungander sank in das Weltmeer nieder, das Midgard

umfließt. Dort war ihr bestimmt zu wachsen, bis ihr Haupt in einem Ringe wieder den Schwanz berühre. Aus diesem Abgrund wird sie am Tag der Götterdämmerung wieder hervorbrechen und mit den Himmlischen kämpfen.

Fenrir wurde mit einer unzerreißbaren Fessel, fern von Asgard, von Tyr gefesselt, wobei aber derselbe seine Hand verlor.

c) Die Nornen.

Unter einer der Wurzeln des Weltenbaumes, der Esche Yggdrasil (= Baum des Schreckens) quillt ein heiliger Brunnen. Dort liegt auch ein großer, weiter Saal, in dem 3 Jungfrauen wohnen und spinnen und weben, die 3 Schicksalsgöttinnen: 1. Urdh (= die Gewordene), die Norme der Vergangenheit. Sie ist die vornehmste und geehrteste unter den 3 Schwestern, und nach ihr wird der Brunnen Urdhbrunnen genannt. Zwei schneeweiße Schwäne schwimmen auf ihm, die Boten der Nornen an die Asen. Eine Brücke, Bifröst führt von Asgard zu den Brunnen. Die Menschen nennen sie Regenbogen. 2. Werdandi (= die Werdende) ist die Norne der Gegenwart, und 3. Skuld, (= die Sollende) die Norne der Zukunft.

Sie alle drehen die Schicksalsfäden und bestimmen das Los der Menschen schon bei der Geburt. Ihrer Bestimmung müssen sich Götter und Menschen fügen.

## 5. Die Zwerge.

In der Erde, dem Fleische Ymirs, waren viele kleine Maden entstanden. Die Asen beschlossen, diese mit Menschengestalt und mit dem Verstand der Menschen auszurüsten, aber ihnen einen kleinen Körper zu geben, damit sie die Erde durchwühlen, das Gold hervorbringen und es verarbeiten können.

Es sind ihrer so viele, daß man sie kaum nennen kann. Ein Teil von ihnen blieb in der Erde, und man nannte sie nach ihrer schwarzen Hautfarbe Schwarzalfen; der andere Teil, die gewürdigt wurden, beständige Gesellschafter der Götter zu sein, wurden nach ihrer weißen Hautfarbe Lichtalfen genannt. Sind die Zwerge auch klein und unansehnlich, so sind sie doch berühmt wegen ihrer großen Kunst und Geschicklichkeit. Von ihnen kommt beispielsweise Odins Goldring, Draupnir (der Tropfende), von dem in jeder 9. Nacht 8 ebenso kostbare Ringe abtropfen.

### 6. Die Alfen.

Die Alfen, Elfen, die Weißen, sind geisterhafte Wesen, welche im Licht und in der Luft leben und insbesondere das Wachstum der Pflanzen befördern. Sie sind Freunde von Gesang und Tanz; am liebsten tanzen sie in mondhellen Nächten auf schönen Waldwiesen.

### 7. Göttergericht oder Götterdämmerung = Ragnarök.

Zwischen den Asen und Thursen fanden von Anfang an häufige Kämpfe statt, ohne daß dauernde Erfolge errungen wurden; ja List und Wortbruch halfen manchmal den Göttern zum Siege. Dadurch gerieten sie in Schuld, die gesühnt werden mußte. Dies geschah an dem großen Kampftage, auf der Ebene Wigrid (= Kampfebene), wo alle Feinde der Himmlischen dieselben bekämpfen und nach langem, bitterem Heldenkampfe den Sieg gewinnen. Zuletzt schleudert Surtur, der Schwarze, der von Süden her kommt, Feuer auf den Weltenbaum und über die ganze Erde, und sie verbrennen.

Doch nach Jahrtausenden leuchtet eine neue Sonne, und eine neue Erde entsteht. Und auch Menschen! In dem stillen Thal, wo einst der Brunnen der Nornen quoll, kamen aus Hoddmimirs Holze 2 Menschen hervor, der Jüngling Lif (= das Leben) und die Jungfrau Lifthrasir (= die Lebenskraft). Sie hatten dort geschlummert während des Vernichtungskampfes und waren nun erwacht zu neuem Leben. Von ihnen stammt das neue Menschengeschlecht.

Aber auch die Asen feiern eine Auferstehung. Geläutert im Feuer bewohnen sie nun ein schönes, grünes Gefilde, Idafeld genannt, das Feld der Erneuerung, in Liebe und in seligem Frieden.

## Deutsche Heldensagen.

Unter Sage selbst versteht man diejenige Poësie, die vor Fixierung der Geschichte im Volke lebt, mündlich fortgepflanzt wird und die daher auch manchfacher Wandlungen, je nach der Sprache und dem Bildungsgang des Erzählers unterworfen ist.

Der Sagenkreis umfaßt alle die Gesänge, welche sich im Laufe der Zeit um einen Helden oder um mehrere gesammelt haben:

1. Der fränkische oder niederrheinische Sagenkreis:

Sigfrid (nordisch Sigurd) ist der Held dieser Sage, er ist König von Niederlanden mit der Hauptstadt Santen am Rheiu.

2. Der burgundische: König Gunther (histor. Gundikar,

† 450), Stifter des Burgundenreiches mit der Hauptstadt Worms, wird von Attila samt seinem Volke vernichtet. Dieses am Rheiu geschichtliche Ereignis wird an Attilas Hof nach Ungarn verlegt. Hervorragende Persönlichkeiten neben dem Könige sind: des Königs Brüder: Giselher und Gernot, seine Mannen: Hagen von Tronje und der Spielmann Volker; Gunters Gemahlin Brunhild und seine Schwester Krimhild.

3. Der ostgotische Dietrich v. Bern stammt aus dem Königsgeschlecht der Amalen und wird deshalb ein Amalunge genannt. In der Geschichte ist er Theodorich der Große, 453—526, Gründer des ostgot. Reiches in Italien, mit seinem Wohnsitz Verona-Bern. Sein berühmter Waffenmeister ist der alte Hildenbrand aus dem Geschlecht der Wölfinger; eine Reihe berühmter Sagen, wie das Eggenlied, der große und der kleine Rosengarten, gruppieren sich um Dietrich.

4. Der hunnische Attila † 453 (attila, demin, von atta = Väterchen) auch Etzel genannt, der geschichtliche Hunnenkönig und Eroberer ist der Held dieser Sage. Dietrich v. Bern steht unter seinem Schutze und ist zugleich die Stütze seines Reiches. Der Bruder Attilas ist Bleda oder Bledel, seine erste Gemalin Helche. Er residiert in Etzelburg in Ungarn. Eine eigenartige Zugabe zu diesem Sagenkreis ist der edle, milde und getreue Rüdiger, Markgraf v. Österreich.

Die vier eben genannten Sagenkreise vereinigt das Nibelungenlied in sich.

5. Der nordisch-sächsische handelt von der Treue Kudruns gegen ihren Verlobten Herwig. Die hervorragendsten Helden sind: Hettel, König zu Hegelingen (Friesland), Wate von Stormen und Horant und Frute von Dänemark. Kudrun ist die Tochter Hettels und seiner Gemahlin Hilde von Irland.

6. Die Helden des longobardischen Sagenkreises sind: König Rother (Rothari) † 680, König Ortnit, Hug-Dietrich und sein Sohn Wolf-Dietrich. Ihre Heimat ist zu Garten d. h. am Gardasee; doch führen uns die Erzählungen nach dem südlichen Tyrol und mit Vorliebe in das Morgenland (Konstantinopel).

§. 8.

## Bibelübersetzung des Ulfila.

Der Bischof der Westgoten Ulfila (got. Vulfilla = Wölflein) † 381 in Konstantinopel, übersetzte die ganze Bibel mit Ausnahme der Bücher der Könige, angeblich um seine kriegslustigen Goten nicht noch mehr zu reizen.

Das Alphabet, dessen sich Ulfila bediente, war gebildet aus griech. und lat. Schriftzeichen und aus den Runen (ahd. rûna, eine Naturmythe in Rätselform, dann Geheimnis d. h. geheimes Wissen), den ältesten Schriftzeichen der Germanen.

Das verhältnißmäßig vollständigste Exemplar ist die sogenannte silberne Handschrift (codex argenteus) welche in der Abtei Werden an der Ruhr von dem berühmten Geographen Merkator aufgefunden wurde und sich jetzt in Upsala befindet. Sie wird so genannt, weil die Buchstaben von Silber, stellenweise auch von Gold, auf purpurfarbenes Pergament geschrieben sind und weil sie der schwedische Marschall de la Gardie mit einem silbernen Einband versehen ließ.

Als Probe siehe §. 3.

§. 9.

## Hildebrandlied.

Der einzige literar. Rest der reichen deutschen Sagendichtung wurde auf den inneren Deckblättern eines im Kloster zu Fulda aufgefundenen lat. Gebetbuches, das jetzt in Kassel aufbewahrt wird, entdeckt. Es ist ein Fragment in niederd. Sprache aus der letzten Hälfte des 8. Jahrhunderts.

Hildebrand (Hiltibrant = Kampfesbrand) der Waffenmeister Dietrichs von Bern, war mit seinem Sohne vor Odoaker zu Etzel geflohen. Nach vielen Jahren kehrte Hildebrand, der bei seiner Flucht sein 3 jähriges Söhnlein Hadubrand (Hadubrand = Hadersbrand) hatte zurücklassen müssen, in seine Heimat zurück. An der Grenze des Landes tritt ihm ein Ritter entgegen und wehrt ihm den Eintritt. Bevor der Zweikampf in Folge der Weigerung beginnt, fragt Hildebrand seinen Gegner nach dem Namen. Er nennt sich Hadubrand, den Sohn Hildebrands. Der Aussage Hildebrands aber, daß er sein (Hadubrands) Vater sei, glaubt er nicht,

schilt ihn vielmehr einen lügnerischen, feigen Hunnen, der ihn mit Geschenken, die er ihm biete, nur überlisten wolle. Da nun Hildebrand nichts übrig bleibt, als mit seinem Sohne zu kämpfen, bricht er in die schmerzerfüllten Worte aus:

Welaga nu, waltant got!
(quad Hiltibrant)
wêwurt skihit.
ich wallôta sumarô
enti wintro sehstic,
dâr man mih eo scerita
in folc sceotanterô,
sô man mir at burc aenîgeru
banun ni gifasta:
nu scal mih suasat chind
suertû hauwan.
bretôn mit sînû billjû,
eddo ih imo ti banin werdan. etc.

Weh nun, waltender Gott! (rief H).
Wehgeschick erfüllt sich.
Ich wallete (der) Sommer
und Winter sechzig,
Daß man stets mich scharte
zu der Schießenden Volk;
Vor keiner der Städte
doch kam ich zu sterben;
Nun soll mich das eigene Kind
mit dem Schwerte hauen,
Mit dem Stahle treffen
oder ich sein Töter werden etc.

Nun schreiten sie auf einander los und hauen mit den Schwertern auf die Schilde. Damit bricht das Lied ab.

## 2. Periode.

800—1100.

§. 10.

### Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

Die Missionsthätigkeit der Engländer und Iren in Deutschland, namentlich die des Winfried (Bonifacius † 755) war verderblich für den deutschen Geist, da er die Entwicklung des deutschen Volksgeistes in römische Bahnen lenkte. Um so erfreulicher ist der große Einfluß auf die Entwicklung der Poësie, die von Karl dem Großen ausgeht. Er hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die heidnischen Völker im Osten und Westen seines Reiches für das Christentum zu gewinnen, und löste mit Feuer und Schwert im Geiste seiner Zeit diese Aufgabe. Um das Gewonnene zu behaupten, sorgte er für die Hebung der geistigen Bildung der besiegten Völkerschaften, indem er Klosterschulen anlegte (Fulda unter Hrabanus Maurus † 865 und St. Gallen sind hervorragend), berühmte Gelehrte an seinen Hof berief, die Geistlichen zur Predigt in der deutschen Sprache verpflichtete und die alten deutschen Volks- und Heldenlieder aufschreiben ließ.

Freilich vernichtete schon Karls Sohn und Nachfolger, Ludwig der Fromme, dessen Erfolge, denn er verbot, daß „man die teuflischen Gesänge und Zauberlieder, Wein und Liebeslieder absinge.“ Dagegen bildete sich eine christliche Poësie, die aber nur von kurzer Dauer war.

Die Regierungszeit der Karolinger bis zum Tode Ludwigs († 911) verstrich für die Poësie fast unfruchtbar unter fortwährenden Kämpfen des Reiches mit den Normannen, Slaven und Magyaren.

Zur Zeit der Ottonen entsteht durch Verbindung Roms und Deutschlands mit dem Morgenlande (Ottos II. Schwester Mathilde) Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, Interesse an der klassischen Literatur (Roswitha in Gandersheim schreibt lat. Komödien), tiefere Bildung, feinere Lebensformen, überhaupt überall kräftige Keime, (Dom- und Stiftsschulen) die leider nicht zur vollen Entfaltung kamen. Denn da die Geistlichkeit, in deren Hände die Pflege der Poësie lag, durch die Verfassung der Kirche auf die lat. Sprache angewiesen war, so konnte die deutsche Sprache nicht zur Geltung kommen, zumal auch die gelehrte Bildung zur Ottonenzeit

(Virgil, Horaz, Terenz, Plautus und Aristoteles) dazu drängte, sich zu allen poëtischen Arbeiten fast ausschließlich der lat. Sprache zu bedienen.

Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß die innige Verbindung der geistlichen und weltlichen Kräfte zu dieser Zeit echt Deutsch-nationales hervorbringt, da die Literatur der damaligen Zeit auf nationaler Grundlage ruht, wenn auch im Gewand der lat. Sprache.

## §. 11.

## Poësie der Geistlichen in deutscher Sprache.

a. Das Wessobrunner Gebet, c. 800, nach dem bayerischen Kloster Wessobrunn genannt (Weissenbrunn), ein Fragment bestehend aus 17 alliterierenden Versen, die von der Weltschöpfung handeln, und einem prosaischen Anhang.

De poëta.

Dat gafregin ih mit firahim  
firiwizzô meista,  
dat ëro ni was  
noh ûfhimil,  
noh paum noh pereg  
ni was; ni nohheinig,  
noh suna ni scein,  
noh mâno ni liutha  
noh der mareosêo.  
dô dâr niwiht ni was  
enteô nî wenteô,  
enti dô was der eino  
almahtîco cot,  
mannô miltisto;  
enti dâr wârun auh manakê  
mit inan cootlîhhê geistâ. Aetc.

Aus einem Dichter.

Das erfrage ich unter den Menschen  
als der Wunder größtes,  
da (die) Erde nicht war,

noch (der) Himmel oben,
noch ein Baum, noch ein Berg
nicht war; noch irgend etwas,
noch Sonne nicht schien,
noch Mond nicht leuchtete,
noch der Meersee.
Als da nichts (nicht) war,
Enden noch Wenden,
da war der eine
allmächtige Gott,
der Männer mildester;
und da waren auch manche
mit ihm göttliche Geister etc.

Uebersetzt v. R. Koenig.

Der Gutsbesitzer Prof. Dr. Sepp in Wessobrunn hat dieses Sprachdenkmal in einen riesigen Felsblock dortselbst ausmeißeln lassen (26. September 1875 enthüllt).

b. Muspilli, (Weltbrand) c. 800, Fragment, ist eine dichterische Schilderung des jüngsten Gerichtes im christlich-kirchlichen Sinn mit Einmischnng heidnischer Vorstellungen in alliterierenden Versen, aufgefunden in dem bayr. Kloster Emmeran in einem Buche, das König Ludwig dem Deutschen † 876 gewidmet war, wahrscheinlich vom König selbst aus dem Gedächtnis niedergeschrieben.

Es enthält mannigfache Anklänge an den german. Mythus von Muspel-Weltbrand. Ungeduldig harren die abgeschiedenen Seelen in der Hölle und im Himmel des jüngsten Gerichtes. Endlich ertönt das Horn, und es beginnt der Kampf des Elias mit dem Antichrist. Aus seinem Blute, das auf die Erde träufelt, entzündet sich das Weltenfeuer (muspel), das alles ergreift und verzehrt. „Wie töricht ist es, um vergängliche Dinge zu streiten, da doch jedermann am jüngsten Gericht dem höchsten Richter Rede stehen muß.“ — Damit endet das Lied.

Elias strîtit pi den êwîgon lîp,
wilî den rehtkernôn daz richi kistarkan:
pî diû skal imo helfan der himiles kiwaltit,
der antichristo stêt pî demo altfiante,
stêt pî demo satanâze der inan farsenkan skal
pî diû skal er in deru wîksteti wunt pifallan,

enti in demo sinde sigalôs werdan
doh wânit des vila gotmannô
daz Elias in demo wîge arwa
sâr sô daz Eliases plust in erda kitriufit,
sô inprinnant diê pergâ, poum ni kistentit,
einîc in erdu, ahâ artruknênt,
muor varswilhit sih, swilizôt lougiû der himil,
mâno vallit, prinnit mittilagart,
stein ni kistentit, denne stuatago in lant
verit mit diû virihô vuirû wîsôn.
dâr ni mac denne mâk andremo
helfan vora demo muspille.

Elias streitet um das ewige Leben,
er will den das Recht Begehrenden das Reich bestärken:
um deswillen wird ihm helfen der des Himmels waltet.
Der Antichrist steht bei dem Alt- (Erb) Feinde,
steht bei dem Satan, der ihn versenken soll.
Daher soll er auf der Walstatt wund hinfallen
und dort ganz sieglos werden.
Doch wähnen viele Gottmänner
Daß Elias in dem Streit verletzt wird,
sobald als Elias Blut auf die Erde träuft
so entbrennen die Berge, Baum nicht besteht,
ein einziger der Erde, die Wasser vertrocknen,
das Meer verdampft, es schwält in Lohe der Himmel,
der Mond fällt, es brennt der Mittelgarten die (die Welt)
Stein nicht besteht. Dann der Tag des Büßens ins Land
fährt, mit dem Feuer (die Menschen) heimzusuchen.
Da kann nicht ein Verwandter dem andern
helfen vor dem Weltbrande.

c. Heliand, Evangelienharmonie, c. 830, in alts. Sprache und alliterierend geschrieben, der Sage nach von einem ungebildeten Landmann, der im Schlaf durch eine göttliche Stimme zum Dichter berufen worden sein soll, in Wahrheit aber durch einen Gelehrten, der den Ton des Volksepos glücklich traf.

Der Heliand (alts. hêland, mhd. heilant, heilent) ist eine Erzählung der Lebensgeschichte Jesu nach den 4 Evangelien, aber in germanischer Anschauung.

Der Schauplatz der Geschichte ist Deutschland, und jüdische Städte, wie Nazaret und Jericho, erscheinen dem Dichter, wie heimatliche Burgen, Jesus selbst zeigt sich als ein mächtiger Stamm- oder Volkskönig, die Jünger als seine getreuen Mannen. Die Weisen aus dem Morgenlande sind gewaltige Helden (snelle thegnôs), die kommen, um Jesus den Vasalleneid zu leisten u. s. f.

Thô umbi thana neriendon Krist nâhor gêngun
Da um den heilbringenden Krist näher gingen
Sulike gisidôs, sô he im selbo gikôs
solche Gefährten, die er sich selbst erkor,
waldand undar them werode. Stôdum wîsa man,
der Waltende unter dem Volke. Es standen die weisen Männer,
gumon umbi thana godes sunu gerno swido,
Die Mannen um den Gottes Sohn begierig gar sehr,
werôs an willeon, was im therô wordô niud,
Die Männer williglich, es war ihnen nach dem Worten Verlangen;
thâhtun endi thagôdun, hwat im therô thiodô drohtin
sie sannen und schwiegen, was ihnen der Völker Herrscher
weldi, waldand self, wordun kudian,
wollte, der Waltende selber, mit Worten künden,
thesun liudiun te liobe. Than sat im the landes hirti
Diesen Leuten zu Liebe Dann saß der Landeshirt
geginward for thêm gumun godes êgan barn,
angesichts der Mannen, Gottes eigenes Kind,
welda mid is sprâkun spâhword manag,
er wollte mit seiner Sprache kluger Worte manches
lêran thea lindî, hwo sie lof gode
lehren die Leute, wie sie Lob Gotte
an thesun weroldrikea wirkean skoldin.
in diesem Weltreiche wirken sollten.

Eingang zur Bergpredigt.

d. Krist (so genannt von dem Herausgeber Graff), c. 870, in altd. Sprache von dem Benediktiner Mönch Otfried zu Weißenburg im Elsaß, in Endreimen (stets stumpf) geschrieben, Evangelienbuch genannt und mit der ausgesprochenen Bestimmung gedichtet, die anstößigen heidnischen Volkslieder zu verdrängen.

Otfried war ein Schüler des berühmten Hrabanus Maurus an der Klosterschule zu Fulda.

Die Dichtung zerfällt in 5 Bücher; an die einzelnen Erzählungen werden fromme Betrachtungen (allegorische, mystische, moralische) angeknüpft.

Mit allen unsen kreftin,
mit aller Kraft, die in uns wohnt,
Bittemus nu truhtin,
Laßt uns nun flehen zu dem Herrn,
Er unsih uns ci leide
Daß er zu unserm Jammer nicht
fone then guathen ni giskeide
Uns scheide aus der Guten Zahl;
Thaz wir fon then bliden
Daß aus der Schar der Fröhlichen
Mit leidu ni gischeiden
Wir nimmer scheiden uns zum Leid.
Wir unsih in then riwon
Und nimmer in Verzweiflungsqual
Ni muazzin io biscowon
Wir schauen uns in Ewigkeit.

Anfangsworte des letzten Kapitels des I. Buches.

§. 12.

## Poësie der Geistlichen in lateinischer Sprache.

a. Walther v. Aquitanien, (Waltharius) von dem Mönch Ekkehard I. von Skt. Gallen † 973 in lateinisch. Hexametern verfaßt, dem Inhalte nach durchaus deutsch.

Der König Etzel unterwirft nacheinander die Franken, Burgunden und Westgoten. Unter den Geiseln, die er in die Heimat mitführt, befindet sich Hagen, Waltari und Hildegund; letztere beide seit ihrer Kindheit nach dem Willen der Väter verlobt. Aber alle drei sinnen, obwohl sie am Hofe Attilas freundlich behandelt werden, auf Flucht. Hagen entflieht zuerst, dann gelingt es auch Waltari mit Hildegund und mit dem großen Schatz der Franken zu entkommen. Nach einer mühevollen Reise erreichen sie bei Worms den Rhein. Einem Schiffer geben sie als Fahrlohn über diesen Fluß die letzten Donaufische. Zufällig werden diese auf den Tisch des Burgundenköniges gebracht, und nachdem der herbeigerufene Schiffer alles erzählt hatte, was er von den Flüchtlingen

wußte, erkennt Hagen in ihnen Waltari und Hildegund. König Gunther befiehlt ihnen nachzujagen und ihnen den Schatz abzunehmen. In einer Schlucht des Wasichenwaldes werden sie ereilt, und Waltari besteht nun im Einzelkampf 12 Mannen Gunthers. Erst als ein Neffe Hagens von Waltaris Hand gefallen ist, nimmt dieser an dem Kampfe teil. Doch zieht er vorerst mit Gunther zum Scheine ab.

Am nächsten Morgen bricht Waltari mit Hildegund und dem Schatz, nicht ohne Sorgen, frühzeitig auf. Da wird er mitten im Walde von Gunther und Hagen überfallen. In ungefüger Weise nach Art der germanischen Helden verwunden sich die drei Kämpfenden: Gunther verliert ein Bein, Hagen ein Auge und 6 Backenzähne, und Waltari seine rechte Hand. Am Ende versöhnen sie sich und scherzen über ihre Wunden. So entgegnet Waltari dem höhnenden Hagen:

„. . . O Einaug halte ein!
Noch werd ich manchen Hirsch als Linker niederstrecken,
Doch Dir wird nimmermehr des Ebers Braten schmecken.
Schon sah ich queren Auges dich mit den Dienern schelten
Und tapferer Helden Gruß mit scheelem Blick entgelten,
Doch alter Treu gedenkend, schöpf ich dir guten Rat:
Bist du der Heimat erst und deinem Herd genaht,
Dann laß von Mehl und Milch den Kindleinbrei dir kochen,
Der schmeckt zahnlosem Mann und stärkt ihm seine Knochen."

V. v. Scheffel hat in seinem kulturhistorischen Roman „Ekkehard" das Waltarilied durch seine gelungene Übertragung ins Deutsche, dem die oben angefügten Worte entnommen sind, allgemein zugänglich gemacht.

b. Die Tiersage entwickelte sich frühe bei den Franken, c. 600, und ist echt germanisch. Wolf, Fuchs und Bär (letzterer muß erst spät dem vornehmen, ausländischen Löwen weichen) sind die Träger menschlicher Gedanken und Gefühle.

# II. Abschnitt.

## Mittelhochdeutsche Literatur.

### 3. Periode.

### 1100—1300.

### §. 13.

### Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

Die deutsche Geschichte bietet dem Beobachter kaum eine glanzvollere Periode, als die der Hohenstaufen. Waren auch die deutschen Fürsten und Volksstämme nicht die ersten, welche sich begeisterten für den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen im Orient, so war doch ihre spätere Teilnahme um so kraftvoller und nachhaltiger.

Aus der Berührung der verschiedenen Völker Europas und aus der Anschauung des Orientes mit seiner Welt von Sagen und Märchen, mit seinen Naturschönheiten, erschlossen sich der Poësie neue Quellen. Insbesondere war es der Ritterstand, der sich in jener Zeit höhere Aufgaben stellte, und sich mit Eifer auf die Pflege der Dichtkunst legte. Der scharfe Gegensatz zwischen geistlicher und weltlicher Poësie verliert sich, ja die Poësie entgleitet den Händen der Geistlichen und findet sich in denen der Ritter.

Doch darf nicht verschwiegen werden, daß die deutschen Ritter die Anregung zu feinerer Sitte und zur Pflege der Dichtkunst von den Franzosen erhielten, die eben in der Zeit der Kreuzzüge vor den Rittern aller andern Nationen sich auszeichneten. Sich Anlehnend an die Troubadours im südlichen und die Trouvers im nördlichen Frankreich, sind die deutschen Ritter fast alle sklavische Nachahmer der Franzosen, weshalb sie das Volkstümliche verachten, so daß in Folge dessen insbesondere die höfische Lyrik, einer künstlich gehegten Pflanze vergleichbar, in der Gesamtmasse des Volkes keine Wurzel faßt.

Daß die kunstsinnigen, gebildeten hohenstaufischen Kaiser die Pflege der Dichtkunst begünstigten, trug wohl auch zu ihrer Entwicklung nicht unwesentlich bei, wenn auch nicht behauptet werden kann, daß sie, Heinrich VI. und Konradin etwa ausgenommen, die deutsche Dichtkunst selbst nachdrücklich gepflegt hätten. Schon

ihre unglückselige Politik Italien gegenüber ließ ihnen dazu weder die Sammlung noch die Zeit. An den Höfen eines Leopold VII. zu Wien, eines Landgrafen Herman auf der Wartburg, eines Welf VI. in Memmingen, eines Berthold V. (Zähringischer Herzog) fand der höfische Gesang Freunde und Dichter.

Zwei Hauptrichtungen der epischen Poësie lassen sich in dieser Periode unterscheiden:

1. Die höfische, vorzugsweise von den Dichtern ritterlichen Standes (herren), von Adeligen und nur für Adelige gepflegt, in Form der kurzen Reimpaare, entlehnt ihre Stoffe meistens dem Ausland und liebt das Phantastische und Glänzende.

2. Die volkstümliche, von den Sängern aus dem Volk gepflegt, welche von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort zogen, fahrende, arme, lohnsuchende Leute (varnde liute), auch wohl Spielleute genannt (spilman, singaere, videlaere, letzteres nach dem Instrument, mit dem der Vortrag der Dichtung begleitet wurde). Diese Art der Dichtung hält an den einheimischen Sagen fest und liebt das rein Menschliche und Natürliche.

§. 14.

## Die Zeit des aufblühenden höfischen Kunstepos.

Die Zeit des aufblühenden höfischen Kunstepos befaßt sich fast ausschließlich mit Dichtungen geistlichen Inhaltes.

Zu den um ihres Inhaltes willen bemerkenswerten Dichtungen zählt man:

1. Das Annolied, c. 1125, von M. Opitz 1639 herausgegeben, ein Lobgesang auf den heil. Anno (Hanno), Erzbischof von Köln, † 1075. Er beginnt mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfall, geht dann über auf die allgemeine Weltgeschichte, verweilt mit Vorliebe bei der Geschichte der Römer (Cäsar und Pompejus), verherrlicht die Verbreitung des Christenthums und schließt mit einer Lobpreisung des 33. Bischofs von Köln, des Anno.

2. Rolandslied, c. 1130, vom Pfaffen Konrad, nach der franz. Dichtung genannt: „chanson de Roland“. Von einem Engel 3 mal gemahnt zieht Karl der Große mit seinem Heere und 12 Fürsten nach Spanien, um die Heiden zu besiegen, und kommt bis nach Saragossa, wo der König Marsilie herrscht. Dieser erklärt seine Bereitwilligkeit, Christ zu werden; man knüpft Unterhandlun-

gen an, und an der Spitze der Gesandtschaft, die sich zu Marsilie begibt, steht der böse Stiefvater Rolands, Genelun. Dieser, schon längst des Krieges müde, wird an Roland zum Verräter. Bestochen von Marsilie rät er Karl abzuziehen und Roland mit der Nachhut zurückzulassen. Dies geschieht. Kaum aber ist Karl abgezogen, so wird Roland im Thale Roncevalles überfallen. In der höchsten Kampfesnot stößt Roland in sein Horn Olivant (altfrz. olifant = elephas = Elefant = Elfenbein), dessen Schall Karls Ohr in Aachen erreicht. Er eilt zurück, aber kommt zu spät. Roland ist, nachdem er sein Schwert Durandarte (durare = hart werden), das er vergebens an einem Felsen zu zerschmettern versuchte, in die Hände Christi zurückgegeben hat, mit allen seinen Genossen gefallen, und es bleibt dem König nichts übrig als seinen Tod zu beweinen und ihn an Genelun zu rächen, den er bei lebendigem Leibe von Pferden zerreissen läßt.

3. Das Alexanderlied, vom Pfaffen Lambrecht, c. 1149, nach einer franz. Dichtung.

Alexander kommt nach seinen Siegen über Darius und Porus von Indien in ein orientalisches Zauberland voll Märchen und Wunder und gelangt zum Anblick der lieblichen Mädchen, die im Sommer aus Blumenkelchen emporwachsen und beim Nahen des Herbstes mit den Blumen verwelken. Alexander dringt immer tiefer in das Land hinein und kommt so an die Mauer, welche das Paradies umschließt. Hier aber muß er umkehren, denn nur der Demütige kann in dasselbe gelangen.

5. Herzog Ernst, c. 1170, ein Gedicht, dessen Held an historische Persönlichkeiten erinnert, (1. Ernst, Stiefsohn Konrad II. 2. Ludolf von Schwaben, Stiefsohn Otto I.) beschreibt gleichfalls die Wunderwelt des Orients. Herzog Ernst, welcher mit seinem kaiserlichen Stiefvater in Kampf gerät und darinnen unterliegt, unternimmt mit seinem Freunde Wetzel (Wernher) eine Kreuzfahrt. In Konstantinopel schifft er sich ein und erlebt nun die sonderbarsten Abenteuer. Er gelangt an eine überaus herrliche Burg, besteht einen schweren Kampf mit Menschen, die lange Hälse und Schnäbel wie Kraniche haben, kommt ins Lebermeer an den Magnetberg, wo er festgehalten wird. Von einem Greifen in die Wildnis eines Waldes getragen, findet er einen prächtigen Edelstein, der später die deutsche Kaiserkrone zierte, „Waise“ genannt, siegt über das

Volk der Plattfüße und der Langohren und erreicht endlich auch das heil. Grab, von wo aus er in sein Herzogtum zurückkehrt, von Otto Verzeihung erlangt und mit seiner Gemalin bis zu seinem seligen Ende in Gottes Huld lebt.

6. Reinhart Fuchs, c. 1170, von dem elsäsischen Dichter Heinrich Glichesäre (Glîchesaere = einer, der einen fremden Namen annimmt, Pseydonymus) besitzen wir die erste deutsche Beartung dieser Sage, genannt „îsengrînes nôt“, wenn auch nach einer franz. Quelle „le roman du Renart“, und leider nur in Bruchstücken. Die spätere Überarbeitung dieses Gedichtes „Reinhart“ betitelt, ist bereits satirisch gemischt und umfaßt 12 Erzählungen von Fuchs und Wolf.

Der Löwe wird genannt künec, der Fuchs Reinhart = Herrscherstarck, der Bär Brûn = braun, der Kater Diepreht = diebisch, der Dachs Krimel = grimmig, der Wolf Isegrîn = Eisengrimm, und die Burg des Fuchses Uebelloch.

§. 15.

## Heinrich von Veldecke.

Heinrich von Veldecke, c. 1185, ein niederdeutscher Dichter, am Hofe zu Kleve lebend, wird der Vater der höfischen Kunst genannt, weil er die höfische Bildung seiner Zeit, namentlich die Minne und die in ihrem Dienste verrichteten Heldenthaten in der Poësie heimatsberechtigt machte und festere Regeln für Versbau und Reime aufstellte.

§. 16.

## Die Stoffe des höfischen Kunstepos und die bedeutendsten höfischen Dichter.

Der höchste Stand der höfischen Dichtung ist erkenntlich an der Form der Sprache, die in Bezug auf Versmaß und Reim mustergültig ist, und an dem Inhalte der Gedichte, welche die Ideen des Rittertums, die in den Worten „minne“ und „aventiure“ enthalten sind, zum gefälligen Ausdruck bringen.

Die höfische Epik behandelt vorzugsweise fremde Stoffe, nämlich:

1. Die britische Sage, (König Artus und die Tafelrunde) das Ideal des weltlichen Rittertums.

König Artus, ein Fürst der Kelten, im westlichen Britannien, † 542, kämpfte ruhmvoll gegen die mächtig andringenden Angel-

sachsen. Dadurch wird er der Nationalheld der Kelten und als solcher in Liedern vielfach gefeiert. Lange hielt ihn sein Volk für nicht tot, wie wir etwa Kaiser Rotbart. Allmählich aber erblaßte sein Bild, und man erzählte von ihm als von einem Lehenskönig des Mittelalters folgendes:

Zu Carduel in Wales (Gales) hält er Hof mit seiner Gemalin Ginevra, dem leuchtenden Vorbild aller ritterlichen Frauen. Umgeben von 12 der auserlesensten Ritter sitzt der König mit der Königin an einer runden Tafel, weshalb man sie die Ritter von der Tafelrunde nennt. Von dort ziehen die Ritter einzeln aus, Übermütige zu demütigen, Bezauberte zu erlösen und namentlich gefangene Frauen zu befreien (aventiure). Die vorzüglichsten Ritter der Tafelrunde sind außer Artus selbst:

Gawein, Iwein, Tristan, Parcival, Erek und Lanzelot.

2. Die Sage vom heiligen Gral, dem Ideal des geistlichen Rittertums.

Die Gralsage (san gréal = heil. Schüssel) stammt aus dem Orient, erhält in Frankreich eine christliche Deutung und gelangt von da aus durch die nördliche Provence nach Deutschland.

Der heil. Gral war eine aus Jaspis gearbeitete Schüssel, der sich Jesus bei seinem letzten Nachtmahl bediente und in der Joseph von Arimathia das Blut aufgefangen haben soll, das aus der Seite Jesus floß, als sie der römische Kriegsknecht Longinus mit einem Speer öffnete. Nach dem Tode Josephs hielten die Engel den heil. Gral schwebend in der Luft, weil auf Erden niemand seiner würdig war, bis Titurel, ein Königssohn von Anjou, des heil. Grals für würdig befunden, auf Befehl Gottes auf dem Berge Monsalvatsch (Berg des Heils) in Spanien dem heil. Gral eine wunderbar herrliche Burg erbaute.

Zur Pflege des Heiligtums gründete er ein geistliches Rittertum, genannt templeise = templenses = Vertreter geistlicher Ritterschaft. Dieselbe wurde jedoch nicht zum Frauendienst, sondern zur Buße für ihre Sünden zur Keuschheit und Demut verpflichtet. Nur derjenige konnte ein Gralritter werden, den Gott selbst berief, indem er ihm den Weg finden ließ durch den unwegsamen Wald, der in unermeßlicher Breite nach allen Seiten den Berg umgab. War ein Ritter in die Burg des Grals gekommen, so mußte er nach den Wundern desselben fragen, denn nur wer sucht, der findet.

Der Gral selbst hat die beseligendsten Eigenschaften. Wer ihn sieht, stirbt an diesem Tage nicht. Jeden Charfreitag kommt eine Taube vom Himmel und legt eine Oblate in den Gral, welche die Kraft hat, seine wunderbaren Eigenschaften zu erneuen.

Will Gott den Tempeleisen seinen Willen kund thun, so erscheint eine Schrift am Rande des Gral, die verschwindet, sobald sie gelesen ist.

Die bedeutendsten Bearbeiter dieser Sagen von Artus und Gral sind:

Hartmann v. Aue,
Wolfram v. Eschenbach,
Gottfried v. Straßburg.

§. 17.

## Hartmann v. Aue.

Hartmann v. Aue, † zwischen 1210—20, von schwäbischer Abkunft, war des Lesens und Schreibens kundig und verstand auch französisch. Er ist der Hauptvertreter der höfischen Romanpoësie, namentlich pflegt er im leichten und flüssigen Stil die Epik und hat in 12 Heldengedichten die Artussage in Deutschland glücklich eingeführt.

a) Erek und Enite, oder Erec der wunderaere d. h. der Wunderthäter, behandelt die Buße der ungläubigen Gemahlin, nach dem Erec des Chrestien de Troyes. „Erreicht“ sagt Wackernagel, „hat ihn keiner, und wohl keiner hat die Erzählung so durchdacht, wie er“.

Erek, ein Ritter der Tafelrunde, scheint über der Liebe zu seiner Gemahlin, die er auf einem Abenteuer gewonnen hat, des Rittertums zu vergessen. Von Enite gemahnt zieht er auf Abenteuer aus, begleitet von seiner Gemahlin, der er absolutes Stillschweigen auferlegt hat. Da sie gleichwohl bei Gefahren, die Erek drohen, ihr Schweigen bricht, behandelt sie ihr Gemahl hart, bis sie sich nach vielen Abenteuern, in denen sie ihre Treue erprobt, wieder in Liebe vereinigen.

b) Iwein, der ritter mit dem lewen, stellt die Buße dar des treulosen Gatten, ebenfalls nach Chrestien de Troyes.

Durch wunderbare Thaten gewinnt Iwein Laudine als Gemahlin. Um sich nicht zu verliegen, wie Erek, trennt er sich von ihr mit

dem Versprechen, innerhalb eines Jahres zurückzukehren. Da er die Zeit nicht einhält, verliert er die Gunst seiner Gemahlin. Darüber verfällt er in Wahnsinn, unternimmt neue, abenteuerliche Wanderungen, auf denen er einen Löwen von einem Drachen befreit. Das dankbare Tier folgt Iwein überall hin, und als er nun wieder in seine Heimat zurückkehrt, söhnt sich auch seine Gemahlin wieder mit ihm aus.

c) Gregorius auf dem steine od. der guote sündaere, eine Heiligenlegende, welche einer französischen Legende des 2. Jahrh. nachgebildet ist. Gregor selbst ist ein deutscher Ödipus, er büßt die Schuld seiner Eltern und seine eigene, und nachdem er 17 Jahre lang auf einem einsamen Felsen mitten im Meere gelebt hatte, wird er Papst.

d) Der arme Heinrich ist ein Ritter, welcher von dem Aussatze befallen ist. Nach der Aussage der Ärzte kann er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden. Die Tochter eines seiner Dienstmannen, zu dem sich Heinrich, an seiner Rettung verzweifelnd, zurückgezogen hatte, will aus Mitleid und um die ewige Seligkeit zu erwerben, sich für ihn opfern, Schon sind sie in Salerno bei dem Arzt, schon hat dieser das Messer auf das Mädchen gezückt, da — will Heinrich lieber sein Leben lang siech bleiben als das Opfer der Jungfrau annehmen. Gott belohnt die Demut Heinrichs und die Aufopferungsfähigkeit des Mägdleins: der Ritter wird gesund und nimmt zur Gemahlin das treue Mägdlein.

§. 18.

## Wolfram von Eschenbach.

Wolfram v. Eschenbach, ein fränkischer Ritter, aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach, woselbst ihm am 1. Mai 1861 „das Wolfram-Denkmal" gesetzt wurde; seine Jugend verbrachte er in Bayern, lebte einige Zeit am sängerfreundlichen Hof des Landgrafen Hermann zu Eisenach und liegt in seiner Heimat begraben. c. † 1220.

Wolfram sprach französisch, besaß aber sonst keinerlei gelehrte Bildung, sondern mußte sich, da er nicht lesen konnte (auch nicht schreiben) seine französischen Quellen vorlesen lassen. Gleichwohl ist er der gedankenreichste und tiefsinnigste Dichter seiner Zeit, nur erschwert sein rasch wechselnder Humor das Verständnis im einzelnen.

In seinem Meisterwerk Parcival, das er c. 1215 nach einem französischen Vorbilde des Chrestien de Troyes dichtete, verbindet er die Artussage mit der Gralsage und zeigt in einem breitangelegten Gemälde, wie nur derjenige des höchsten Glückes teilhaftig wird, der das Gralkönigtum „als Siegespreis für äußere und innere Kämpfe durch einen Gnadenakt Gottes erwirbt“.

Parcival („dring durch von oben nach unten“) ist der Sohn Gamurets und Herzeloidens. Schon frühe verlor er seinen Vater, der im Orient kämpfend den Tod fand. Nun erblickte Herzeloide ihr höchstes Glück darin, ihr Kind in der Einsamkeit zu erziehen. Ängstlich sorgte sie dafür, daß keine Kunde vom Rittertum zu ihm gelang; aber die Hoffnung der Mutter, es werde in ihrem Kinde nicht die Thatenlust des Vaters erwachen, schlug fehl.

Eines Tages zogen Ritter durch den Wald, in dem Parcival lebte. Als er ihre glänzenden Rüstungen sah, erinnerte er sich daran, daß seine Mutter ihm oft gesagt hatte, Gott sei viel lichter als der Tag, und in der Meinung, daß er in den Rittern Gott sehe, fiel er vor ihnen auf die Kniee nieder. Doch sie hießen ihn aufstehen und sagten, daß sie nicht Gott, sondern nur Ritter wären. Auf die staunende Frage Parcivals, was Ritterschaft wäre, und wer sie geben könnte, antworteten sie: „Das thut König Artus“.

Nun ergreift den Jüngling ein unbezwingbares Verlangen nach der Ritterschaft. Umsonst sind alle Thränen und Vorstellungen der bekümmerten Mutter. Schmerzlich bewegt, aber in der stillen Hoffnung, daß ihr Kind, wenn man es verlache, zu ihr zurückkehren werde, zieht sie ihm das Gewand eines Thoren an und gibt ihm verkehrte Lehren. Parcival zieht hinaus in die weite Welt. Lange, so lange sie ihren geliebten Sohn noch sehen kann, blickt ihm Herzeloide nach; dann wendet sie ihren Blick und fällt tot zu Boden.

Als er an den Hof des Königs Artus kam, lachte Kuneware, die nicht lachen wollte, bis sie den sehen würde, der des höchsten Preises würdig sei, laut auf. König Artus erteilte ihm sogleich die Erlaubnis, im Kampfe Ritterschaft zu erwerben. Es gelang ihm, seinen Gegner, den roten Ritter, zu überwinden. Angethan mit dessen Rüstung ritt er weiter und gelangte zur Burg des verständigen Gurnemanz. Dieser nahm ihn freundlich auf, unterrichtete ihn in der höfischen Sitte und gab ihm allerlei gute Lehren, unter denen auch die war, nicht allzuviel zu fragen.

Um die Lehren seines weisen Lehrers im Leben anzuwenden, zog Parcival auf Abenteuer aus und fand Gelegenheit Condwiramur, die Nichte des alten Gurnemanz, die in ihrem Schlosse belagert wurde, von ihren Feinden zu befreien, worauf er sich mit ihr vermählte und glückliche Tage verlebte. Eines Tages aber verabschiedete er sich, getrieben von der Sehnsucht nach seiner Mutter und mit dem geheimen Wunsch, zu Ehren seiner Holden ein Abenteuer zu bestehen. Da kam er an einen See, wo ihm ein reich gekleideter, aber trauriger Fischer den Weg zu einer nahe gelegenen Burg zeigte.

Dort — es ist die Gralburg — erhält er Einlaß und sieht die wunderbarsten Dinge von der Welt. In dem kranken König der Burg, Anfortas, Parcivals Oheim, erkennt er wieder den Fischer. Als eine blutende Lanze durch den Saal getragen wird, entsteht ein allgemeines Wehklagen; eine jungfräuliche Königin, Repanse de joie (Freudengedanke) bringt selbst den Gral herbei. Am unrechten Orte erinnert sich Parcival der Lehre des Gurnemanz, nicht zu viel zu fragen. Alles reizt ihn die erlösende Frage zu stellen, er thut es nicht, auch dann nicht, als ihm der König ein kostbares Schwert schenkt. Als er am nächsten Morgen erwacht, ist die Burg wie verwandelt. Und als er über die Zugbrücke hinausreitet, höhnt ihn ein Knappe: „Du bist eine Gans! Der höchste Preis ist dir versagt, da du den Mund nicht geöffnet hast“.

Verloren in die Betrachtung seines Verlustes und in der Erinnerung an seine verlassene Gemahlin, an die ihn 2 Blutstropfen im Schnee schmerzlich erinnern, merkt er nicht, wie sich ihm Artus mit seinen Rittern nähert, doch beweist er in den Kämpfen, zu denen ihn die Ritter herausfordern, so große Ritterlichkeit, daß er für würdig gehalten wird, in die Tafelrunde aufgenommen zu werden. Glänzend wird das Fest der Aufnahme gefeiert, aber traurig unterbrochen durch die Erscheinung der Botin des heil. Gral, Kundrie (Zauberin), welche die Tafelrunde durch die Aufnahme Parcivals für entehrt erklärt. Parcival verläßt die Tafelrunde voll Sehnsucht nach der Minne seiner Gemahlin und nach dem Gral.

Nach langem, abenteuerlichem Umherirren (Gawan tritt in den Vordergrund) treffen wir Parcival wieder, wie er an einem Karfreitag von dem Einsiedler Tevrizent, dem Bruder des Anfortas, an seine Sünden gemahnt wird. Er erkennt in ihm seinen Oheim,

der ihm auch die Wunder der Gralburg deutet. Der König Anfortas liegt an einer Wunde krank, die er auf einem Abenteuer im Dienste der Liebe erhielt; der Anblick des heil. Gral fristet sein Leben; er kann aber nur dann von seiner Wunde genesen, wenn ein Ritter in die Burg kommt, der unaufgefordert nach dem Grunde seines Leidens fragt.

Im Innersten betrübt und doch voll frommer Ergebung in den Willen Gottes, scheidet Parcival vom Klausner. Und nun erst ist er innerlich fähig geworden, Hüter und Teilhaber des Gral zu sein. Er besiegt Gawan, den Helden des weltlichen Rittertums, und wird wieder Mitglied der Tafelrunde des Königs Artus. Und dieselbe Botin, deren Fluch ihn einst aus der Gemeinschaft der Ritter der Tafelrunde gewiesen, erscheint nun mit der Freudenbotschaft, daß eine Schrift am Gral erschienen sei, welche ihn zum König auf der Gralburg ernennt. Parcival zieht dorthin, erlöst seinen Oheim von seinen Leiden durch seine Frage nach denselben und wird Gralkönig.

Um sein Glück zu vollenden, kommt auch seine Gemahlin auf die Burg mit seinen 2 erwachsenen Söhnen, von denen Kardeiz in den weltlichen Reichen seiner Mutter in der Regierung folgt, während Loherangrin sein Nachfolger im Königtum des Gral werden soll. Eine Inschrift am Gral macht allen Rittern zur Pflicht, nie eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin, zum Gemal einer Herzogin von Brabant bestimmt, erscheint eben dort auf einem Schiff, das von einem Schwan gezogen wird, verläßt aber seine Gemahlin ebenso wieder, als ihn dieselbe trotz seines strengen Verbotes um seine Herkunft fragt.

§ 19.

## Gottfried von Straßburg.

Gottfried v. Straßburg, Zeitgenosse Wolframs, gehört dem bürgerlichen Stand an. In seinem unvollendet gebliebenen, sittlich unreinen, aber in dem seelenvollsten und technisch vollkommensten Liebesroman des Mittelalters, Tristan und Isolde, tritt er in den ausgesprochensten Gegensatz zu Wolfram v. Eschenbach.

Tristan, der Neffe des Königs Marke, wird von seinem Oheim erzogen und später von ihm (Marke) nach Irland geschickt, um für ihn um die blonde Isolde zu freien. Dies geschieht. Aber auf der

Heimfart gibt die Dienerin Isoldens den Zaubertrank, welcher dem alternden Marke zugedacht war, aus Versehen Tristan und Isolde zu trinken, so daß nun der Zaubertrank an ihnen seine Wirkung erweist und beide von ihrer unseligen Leidenschaft gequält werden, bis sie der Tod davon befreit.

§. 20.

## Epigonen der höfischen Kunstdichter.

Zu den Dichern, welche sich mehr oder weniger an Gottfried anschloßen, werden gezählt:

1. Konrad v. Würzburg, † 1287 in Straßburg, der fruchtbarste und bedeutendste Dichter aus jener Zeit. Zu seinen lieblichen, kleinen Erzählungen gehören: Otto mit dem Bart und Engelhart.

Otto I. der Große pflegte bei seinem roten Bart unverbrüchliche Eide zu schwören. Einmal feierte er zu Ostern in Bamberg ein großes Fest. Der junge Sohn des Herzogs von Schwaben, Heinrich, nahm von dem gedeckten Tisch ein Brod und wurde deshalb von dem Truchseß blutig geschlagen. Des Knaben Erzieher spaltete dafür dem Truchseß das Haupt. Der Kaiser, der dies hört, gelobt bei seinem Bart, Heinrich zu bestrafen; doch dieser zwingt den Kaiser (er bedroht ihn mit dem Tod) ihn nur vom Hofe zu verbannen. Heinrich kehrt zu seinem Lehen in Schwaben zurück.

Nach Jahr und Tag muß er auf Befehl seines Lehensherrn dem Kaiser, der in Apulien eine Stadt belagert, zu Hilfe ziehen. Eines Tages bemerkte er, badend in einem Zuber, wie die Bürger den Kaiser, der zu einer Besprechung mit ihnen reitet, überfallen wollen. Nackt wie er war, eilte er herbei, rettete den Kaiser und kehrte in sein Bad zurück, als ob nichts geschehen wäre. Der Kaiser ließ ihn vor sich kommen und stellte sich zuerst zornig, dann aber umarmte er ihn und belohnte ihn reichlich.

Engelhart verherrlicht die Freundestreue, die für das Leben des Freundes selbst die eigenen Kinder hingeben kann. Die Geopferten aber werden durch ein Wunder gerettet und dem freudig überraschten und so für seine Treue belohnten Vater wieder gegeben.

2. Stricker, † circa 1250 (strichaere = ein Gewerbename) ein österr. Dichter, verfaßte den Pfaffen Amis, den Till Eulenspiegel des Mittelalters.

3. Wernherr der Gartenäre (Peter Gärtner?) ein bayerischer Dichter c. 1250, dichtet „Meier Helmbrecht". Dieser ist ein verzogenes Muttersöhnchen, das aus Liebe zum Müssiggang bei einem Ritter in Dienste tritt und wie sein Herr vom Stegreife lebt. Als er einmal nach Hause kommt, erschrecken Vater und Mutter über ihren verwilderten Sohn. Gleichwohl läßt sich seine Schwester durch des Bruders Schilderungen von seinem glänzenden Leben gefangen nehmen, verläßt das Elternhaus und heiratet einen seiner liederlichen Genossen, namens Lemberslind. Bei der Hochzeitsfeier wird die ganze Bande aufgehoben, 9 von ihnen werden gehenkt und Helmbrecht als der 10. geblendet, an Hand und Fuß verstümmelt und dann freigelassen. Von einem Knecht geführt, kommt er vor seines Vaters Thüre, findet aber kein Erbarmen bei ihm, nur seine Mutter gibt ihm noch ein Stück Brod mit auf den Weg. Als ihn die Bauern, welche von ihm beraubt worden waren, im Walde erblicken, fallen sie über ihn her und hängen ihn an den nächsten Baum.

§. 21.

## Das Volksepos.

1. Das Nibelungenlied (der Nibelunge liet od. der Nibelunge nôt) aus dem Anfange des 13. Jahrh.

„Dem Nibelungenliede wie dem Mahabharata und Ramayana liegt zu grunde die gemeinsame Sage von einem Heldenjüngling, dem Sohne eines Gottes (insbesondere des Lichtgottes), welcher durch feindliche Arglist getötet worden. Es ist dies die allverbreitete, vom Morgenlande, ihrer Heimat, bis in den fernen abendländischen Norden (im Baldur der Edda) ausstrahlende, im urfrühen Lichtkultus gewurzelte, menschheitliche Ursage oder Urmythe, in welcher der Kreislauf des Sonnenjahres versinnbildlicht wird."

Aus den Naturgöttern der Urzeit werden heidnische Helden, wie aus dem Sohne des Lichtgottes der nordische Sigurd, unser Sigfrid. Auf der nordischen Sage von Sigurd fußt unsere Sigfridsage. Der Inhalt der ersteren ist in Kürze folgender:

Sigurd stammt aus dem Geschlechte der Wölsungen. Sein Vater Sigmund war im Kampfe gegen die Söhne Hundings gefallen, und seine Mutter Hiördis war, als sie nachts auf der Walstatt neben ihrem sterbenden Gemahl saß, von Wickingern nach Däne-

mark entführt, wo sie Sigurd gebar. Dieser erhielt den Zwerg Regin zum Erzieher.

Zur selben Zeit bestimmte Odin, daß die Walkyre Brunhild nicht mehr die Dienste einer solchen verrichten dürfe, sondern sich einem Manne vermählen müsse, weil sie gegen den Willen Odins einem Helden den Sieg verlieh. Da sie entgegnete, sie würde sich keinem vermählen, der sich fürchte, stach sie Odin mit einem Schlafdorn, umgab die Schlafende mit einer Schildburg und ließ rings um sie her die lodernden Flammen wehen.

Nach der Ermordung Fafnirs, des Bruders Regins, ritt Sigurd auf dem Roß Grani, das ihm ein Greis mit langem Barte als das Beste bezeichnet hatte, weil es von Sleipnir, dem Rosse Odins, abstamme, südlich in das Frankenland. Da gewahrte er auf einem Berge ein loderndes Feuer und eine Schildburg darinnen. Furchtlos durchritt er auf Grani die Lohe und entdeckte einen schlafenden Ritter. Als er ihm den Helm abnahm, sah er, daß es eine Frau war, umgeben von einem Ringpanzer. Diesen trennte er mit seinem Schwerte, der Schlafdorn fiel heraus und — Brunhild erwachte. Sigurd war erstaunt über die Schönheit und Weisheit Brunhildens, die sich im Gespräch offenbarte, verlobte sich mit ihr und gab ihr den Andwaranaut, den Fluchring des Zwerges Andwari.

Nun ritt er weiter und kam an eine Königsburg am Rhein. Dort herrschte Giuki, Gibichs Sohn, mit seiner Gemahlin Krimhild. Sie hatten 3 Söhne: Gunnar (Gunther), Högni (Hagen) und Guttorm und eine Tochter, Kudrun.

Sigurd wurde von Giuki freundlich aufgenommen. Aber seine Gemahlin, die zauberkundig war und lüstern nach dem Schatze, den Sigurd Fafnir abgenommen hatte, gab ihm einen Vergessenheitstrank, so daß jede Erinnerung an Brunhild in ihm erlosch nnd er sich mit Kudrun vermählte. Zur selben Zeit wollte König Gunnar auf Anraten seiner Mutter mit Sigurds Hilfe Brunhild als Gemahlin gewinnen.

Diese harrte auf dem Berge noch immer des Geliebten und hatte ihren zur Vermählung drängenden Verwandten erklärt, nur demjenigen angehören zu wollen, der durch das Feuer zu ihr ritte, weil sie wohl wußte, daß dies nur Sigurd könne.

Die Helden kommen vor Brunhildens Burg, aber da Gunnar nicht über die Waberlohe setzen kann, tauscht Sigurd mit ihm die

Gestalt und setzt über die Flammen. Erschrocken sieht Brunhild einen fremden Mann vor sich, der von ihr die Erfüllung ihres Versprechens fordert und sich Gunnar, den Sohn Giukis, nennt. Es bleibt ihr nichts übrig, als ihm zu folgen. Sigurd als Gunnar zieht ihr den Fluchring vom Finger und steckt ihr dafür den Verlobungsring Gunnars an, doch berührt er sie nicht, sondern legt zwischeu sich und sie sein scharfes Schwert.

Nun ritt Sigurd zurück zu Gunnar, tauschte wieder die Gestalt mit ihm und dieser geleitete seine Braut in die Heimat. Als aber Brunhild ihren Verlobten Sigurd mit einer andern vermählt sieht, wird ihr Herz mit Schmerz und Haß erfüllt. Letzterer kommt zum Ansbruch, als sie einmal mit Kudrun im Rheine badet.

Als Brunhild den Ring erkannte, der an Kudruns Finger stack, und nun Kudrun glauben mußte, als sie ihr sagte, daß Sigurd an Gunnars Stelle durch die Waberlohe geritten sei und ihr den Ring von dem Finger gezogen habe, — erbleichte sie, wankte nach Hause und lag lange, wie tot. Umsonst war alles Bemühen, ihr Herz versöhnlich zu stimmen; sie bestand auf dem Tode Sigurds. Gunnar willigte endlich in das Verlangen ein, namentlich um des Hortes willen, den jener besaß. Guttorm, der jüngste Bruder, der nicht Blutbrüderschaft mit Sigurd geschlossen hatte, wurde zum Morde gereizt. Aber erst nachdem man ihm Zaubertränke zu trinken und Schlangen- und Wolffleisch zu essen gegeben hatte, erhielt er Mut. Doch um das strahlende Auge Sigurds nicht sehen zu müssen, ermordete er ihn im Schlafe. Guttorm selbst aber fiel, getroffen von dem Schwerte Gram, das der sterbende Sigurd dem Fliehenden nachschleuderte. Laut aufschreiend erwachte Kudrun, als sie das warme Blut ihres Gatten, der auf ihr Lager geworfen wurde, überströmte.

Brunhild hörte den Aufschrei Kudruns und lachte laut auf. Doch nicht lange währte es, dann legte sie die goldene Rüstung an, die sie einst als Walkyre getragen, in der Absicht, mit Sigurd, dem geliebten Toten, zu sterben. Gunnar wollte sie an ihrem Vorhaben hindern, aber sie stieß ihn zurück und durchborte sich mit dem Schwert, nachdem sie zuvor angeordnet hatte, daß sie mit Sigurd auf dem Scheiterhaufen verbrannt werde.

Im Nibelungenliede werden aus den heidnischen Helden christliche Ritter, die alten mythologischen Vorstellungen weichen sittlichen

Ideen oder mischen sich mit denselben, geschichtliche Personen nehmen Züge von alten, nur mehr dunkel geahnten Göttern an. Es mischt sich altgermanisches Götter- und Heldentum mit dem christlichen Rittertum.

Handschriften des Nibelungenliedes:

Wir besitzen 10 vollständige Handschriften und eine große Zahl fragmentarische. Die 3 wichtigsten unter den Pergamenthandschriften aus dem 13. Jahrh. sind:

a) Die Hohenems-Münchener, mit A bezeichnet,
b) Die von St. Gallen, mit B bez.
c) Die Hohenems-Laßbergische mit C bez.

Über die Entstehungsweise des Liedes ist man verschiedener Meinung. K. Lachmann hält A für den ältesten und ursprünglichsten Text, zumal er seiner Liedertheorie sehr günstig ist. Derselbe ist nämlich der Meinung, daß auch das Nibelungenlied, wie Homers Dichtungen, aus einer noch jetzt erkennbaren Zusammensetzung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden. Nach dem Tode Lachmanns (1851) stellten Ad. Holtzmann und Zarnke einerseits und Bartsch andererseits andere Meinungen auf, während man in neuerer Zeit wieder mehr geneigt ist, Lachmanns Ansichten beizutreten.

Was den Verfasser des Liedes anlangt, so kann nach Lachmann und seinen Anhängern von einem solchen nicht die Rede sein, höchstens von einem letzten Ordner; nach Holtzmann, Zarnke u. Bartsch ist das Nibelungenlied das Werk eines Dichters, den Pfeiffer und Bartsch in dem Ritter von Kürenberg gefunden haben wollen, was K. Vollmöller (1874) widerlegt haben dürfte.

Dem Inhalte nach zerfällt das Lied in zwei Teile:

1. Sigfrids Tod.
2. Krimhildens Rache.

1. Sigfrids Tod.

Zu Worms am Rhein, im Reiche der Burgunden, herrscht Gunther mit Gernot und Giselherr, seinen Brüdern, und ihrer Schwester Krimhild. Nach der Sitte jener Zeit wächst sie unter der Aufsicht ihrer Mutter Ute und ihrer Brüder heran. Ein ahnungsvoller Traum beunruhigt ihr kindliches Gemüt. Doch die Mutter deutet denselben und sucht sie zu beruhigen.

Zu derselben Zeit wuchs in den Niederlanden ein herrlicher Königssohn heran, Sigfrid, der Sohn Sigmunds und seiner Ge-

mahlin Siglinde. Er hörte von der Schönheit Krimhildens und beschloß, um sie zu werben. Mit 12 Rittern kommt er nach Worms; niemand kennt ihn außer Hagen. Er weiß von ihm, daß er Alberich, den Hüter des unermeßlichen Schatzes der Nibelungen besiegt hat, daß er die Tarnkappe gewonnen, den Lindwurm erschlagen und sich in dessen Blute gebadet, wovon er unverwundbar war.

Ein ganzes Jahr weilt er am Hofe, ohne die zu sehen, um derentwillen er gekommen war. Erst bei einem Siegesfeste, das nach einer glücklichen Heerfart gegen die Dänen und Sachsen gefeiert war, sieht er Krimhild.

Nu gie diu minniclîche alsô der morgenrôt
tuot ûz den trüeben wolken,

und

sam der liehte mâne vor den sternen stât,
des scîn sô lûterlîche ab den wolken gât,
dem stuont si nu gelîche vor maneger frouwen guot.

In jenen Tagen dringt nach Worms zu Gunthers Ohr die Kunde von Brunhild, einer überaus schönen und mächtigen Königin auf Isenland. Wer sie besitzen wollte, mußte sie in 3 Kampfspielen, im Speerwerfen, Steinschleudern und Springen besiegen; unterlag er, so verlor er das Leben.

Gunther will um sie werben, und Sigfrid, der Brunhild und ihre Gewohnheiten kennt, ist bereit ihm beizustehen, wenn er ihm seine Schwester Krimhild zur Gemahlin geben will. Gunther verspricht ihm dies, und die Beiden, begleitet von Dankwart und Hagen, kommen nach dem Isenstein, wo ersterer mit Hilfe Sigfrids Brunhild besiegt. Nachdem Sigfrid noch das Nibelungenland besucht hat, wird die Rückreise angetreten und in Worms eine Doppelhochzeit gefeiert. Sigfrid kehrt hierauf in seine Heimat zurück, wo er 10 Jahre lang an der Seite Krimhildens das schönste, eheliche Glück genießt.

Doch Brunhild, die schon am Hochzeitstage Thränen vergoß, weil Gunther seine Schwester einem Eigenmanne vermählt habe, besteht darauf, daß man die lieben Verwandten nach Worms entbiete. Sie kommen, und es werden ihnen zu Ehren mancherlei Festspiele angeordnet. Die beiden Königinnen sehen den Spielen zu, geraten aber über den gegenseitigen Lobeserhebungen ihrer Männer in einen unheilvollen Wortstreit, der damit endet, daß Krimhild ihrer Schwä-

gerin verrät, daß nicht Gunther, ihr Mann, sie besiegt hat, sondern Sigfrid, ihr Schwager.

Brunhild ist dadurch zum Tode verwundet, und der Tod Sigfrids bei ihr beschlossen. Hagen wird für den Mordplan gewonnen, mit dem sich nach einigem Sträuben auch Gunther einverstanden erklärt. Unter dem Vorwande, daß er Sigfrid auf der Heerfahrt, die man hatte ansagen lassen, schützen wolle, entlockt Hagen der liebenden Krimhild das Geheimnis der einzig verwundbaren Stelle an Sigfrids Leibe. Nun ist die angesagte Heerfahrt überflüssig, sie wird deshalb abbestellt, und Sigfrid beteiligt sich an der Jagd, die an deren Stelle tritt. Als Sigfrid von Krimhild Abschied nimmt, kann sie ihre bange Ahnung nicht zurückhalten. Auch böse Träume haben sie geängstigt, doch Sigfrid tröstet sie und verläßt sie in der beglückenden Hoffnung auf baldiges Wiedersehen. Aber Krimhildens Schmerz bleibt ungelindert, und sie bricht in die wehmutsvolle Klage aus:

Wil du von mir scheiden, daz tuot mir inniclîchen wê.

Nach der Jagd erspäht Hagen die Gelegenheit und schleudert Sigfrid, als er am Brunnen niederkniet, um zu trinken, den Speer durch den Rücken in das Herz. Zum Tode verwundet sinkt Sigfrid nieder in die blühenden Blumen:

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz.
Dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
want des tôdes wâfen ie ze sêre sneit.

Hagen läßt den Leichnam vor die Wohnung Krimhildens legen, damit sie ihn am frühen Morgen, wenn sie in die Messe geht, sofort findet. Und so geschieht es.

Unendlich ist der Schmerz Krimhildens. Einsam und trauernd verbringt sie ihre Tage; nur zögernd läßt sie sich herbei, Sühne von ihren Brüdern anzunehmen, die ihr den Nibelungenhort, den Sigfrid hinterließ, nach Worms bringen. In reichen Spenden an Arme und Hilfsbedürftige findet sie einigen Trost; doch auch diesen raubt ihr Hagen. Er sieht in dem Nibelungenhort in der Hand Krimhildens eine gefährliche Waffe und versenkt ihn deshalb in den Rhein. 13 Jahre sind darüber vergangen, nun beginnt

2. Krimhildens Rache.

Etzel, der Hunnenkönig, dessen Gemahlin gestorben war, läßt durch Rüdiger von Bechlarn um Krimhilden werben. Lange weigert

sie sich; erst als ihr Rüdiger die Möglichkeit nahe legt, den Mord ihres Gemahls rächen zu können, willigt sie ein. Mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge zieht sie hinab nach Wien, wo eine glänzende Hochzeit gefeiert wird, und von da nach der Etzelnburg.

Wieder waren 13 Jahre verflossen, da erwachte mit neuer Heftigkeit in Krimhild der Gedanke an Rache. Sie bittet ihren Gemahl, doch ihre Verwandten einzuladen. Den Abgesandten, welche die Einladung nach Worms bringen, schärft sie ein, dafür zu sorgen, daß ja Hagen nicht zurückbleibe. Obwohl dieser die Absicht Krimhildens durchschaut und vom Zuge abmahnt, wird doch die Annahme der Einladung beschlossen. Auf ihrem Zuge verleben die Burgunden noch einmal glückliche Tage bei Rüdiger. Dietelinde, die Tochter Rüdigers, wird sogar mit Giselher verlobt.

Kaum aber sind die Burgunden im Hunnenlande angelangt, so läßt Krimhild ungescheut ihre Absicht erkennen. Da schließen angesichts des bevorstehenden Todeskampfes Hagen und Volker einen Freundschaftsbund auf Leben und Sterben. Hagen fordert in seinem Übermut Krimhild noch heraus, indem er ihr Sigfrids Schwert vor Augen hält und frech seinen Mord bekennt. Krimhild, deren Grimm durch Hagens grausames (er erschlägt Krimhildens Söhnchen Ortlieb) Benehmen noch gewachsen war, hatte auch Bledel, den Bruder Etzels, mit glänzenden Versprechungen gewonnen, und derselbe vernichtet das Gefolge der Burgunden. Nur Einer rettet sich und eilt blutend in den Königssaal, in dem die burgundischen und hunnischen Helden beim festlichen Mahle versammelt sind.

Auf die Kunde von dem Überfall richten die Burgunden ein entsetzliches Blutbad an, und nur durch Dietrichs Vermittlung dürfen Etzel und Krimhild den Saal verlassen.

Nach erneuerten Kämpfen kommt es zu Unterhandlungen, und Krimhild ist bereit, den Burgunden den Frieden zuzugestehen, wenn ihr Hagen ausgeliefert wird. Aber von der Treue lassen die Burgundenkönige nicht; können sie nicht mit Hagen leben, so wollen sie mit ihm sterben.

Nun läßt Krimhild den Saal, in dem sich die Burgunden aufhalten, anzünden. Ihre Not wird immer größer; das Feuer und die Hitze des Kampfes verursachen den Todmüden einen fieberhaften Durst, den sie notgedrungen mit dem Blute der Erschlagenen löschen (Minnetrinken). Auch Rüdiger von Bechlarn kann nicht mehr län-

ger vom Kampfe fern bleiben, nach schwerem, innerem Kampfe zwischen Mannentreue und Freundestreue siegt die erste, die alte Treue, und Gernot und Rüdiger schlagen sich gegenseitig die Todeswunde. Über die Nachricht von dem Tode Rüdigers ergrimmt, nimmt endlich auch Dietrich von Bern am Kampfe teil. Aber nur mehr Gunther und Hagen sind am Leben, alle andern Burgunden bereits erschlagen. Beide werden von Dietrich besiegt, und er bringt sie gefesselt vor Krimhild. Sie gibt sich den Anschein, als wolle sie beide leben lassen, wenn man ihr den Ort nenne, wo der Nibelungenhort versenkt liegt. Hagen will dies nicht thun, so lange noch einer von den Burgunden lebt. Da läßt Krimhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren vor Hagen hin. Als ihr nun Hagen erst recht nicht den gewünschten Ort verrät, schlägt sie ihm mit dem Schwerte Balmung das Haupt ab, um im nächsten Augenblick, von Hildebrands Schwert getroffen, als Leiche neben ihrem größten Feinde hinzusinken.

Mit leide was verendet des küneges hôchgezît
als ie diu liebe leide z'aller jungeste gît.

Daran schließt sich die Klage um die gefallenen Helden in endloser Melodie.

2. Kudrun.

Das Kudrunlied gehört dem nordischen Sagenkreise an und behandelt das Seeleben der nordisch-germanischen Helden.

Dieses Epos ist nur in einer einzigen Handschrift vorhanden, welche Kaiser Maximilian im Kloster Ambras in Tyrol aufbewahren ließ. Es zerfällt in 3 Teile: erst der 3. Teil enthält das, was man gewöhnlich unter „der Kudrun" versteht. Der Inhalt dieses Teiles ist in Kürze folgender:

Kudrun, die Tochter Hettels und Hilde, des Königs der Hegelingen (Friesland) ist mit Herwig, dem Königssohn von Seeland verlobt. Hartmut aber, der Sohn des Normannenkönigs Ludwig, der früher vergeblich um Kudrun geworben, benützt die Abwesenheit Hettels und Herwigs und entführt Kudrun. Da dieselbe aber ihrem Verlobten treu bleibt nnd sich hartnäckig weigert, Hartmuts Gemahlin zu werden, so behandelt sie dessen Mutter Gerlind auf das grausamste. 13 Jahre lang hat sie in dieser traurigen Lage gelebt, als die Stunde ihrer Erlösung naht.

Herwig und Kudruns Bruder Ortwin landen mit einer großen

Macht in der Normandie. Die Flotte wird an einer sicheren Stelle verborgen gehalten, während sich die beiden eben genannten Männer auf Kundschaft begeben. Sie finden Kudrun mit Hildburg, ihrer Leidensgenossin, barfuß am Meeresufer waschen. Leicht erkennen sie sich, da der Kudrun ein weissagender Vogel (Schwan) ihr nahes Glück verkündet hatte. Doch nicht entführen will Herwig seine Braut, sondern sie im Kampfe gewinnen.

Am andern Morgen entbrennt um die Burg Hartmuts ein furchtbarer Kampf. Da die Hegelinger die Burg in der Nacht schon umringt hatten, wird sie schnell eingenommen; Ludwig fällt zuerst von der Hand Herwigs. Gerlind, die ihren Untergang vor Augen sieht, hat schon den Befehl gegeben, die verhaßte Kudrun zu töten, da stürmt der alte Wate herein und erschlägt die Teufelin Gerlind. Zum Schlusse versöhnen sich die Geschlechter, und es wird eine dreifache Hochzeit gefeiert: Herwig vermählt sich mit Kudrun, Ortwin mit Ortrun, der Schwester Herwigs, und Hartmut mit Hildburg.

Außer diesen beiden Volksepen gibt es noch kleinere Heldengedichte, meist der Dietrichsage angehörend.

Auch der lombardische Sagenkreis ist in 3 größeren Heldengedichten vorhanden, von denen uns W. Hertz „Hugdietrichs Brautfahrt“ durch eine vorzügliche Umdichtung nahe gebracht hat.

§. 22.

## Die höfische Lyrik.

1. S t o f f e und F o r m e n des Minnegesanges:

Wie von Frankreich die Anregung zum höfischen Epos ausging, so auch die zur Lyrik. Doch nahm diese einen viel frauenhafteren, echt weiblichen Charakter an and wußte sich frei zu erhalten von dem Inhalt der franz. Lyrik, von Leichtsinn, Untreue, Trennung und Versöhnung und abermaliger Trennung. Nur erstarrte der deutsche Minnegesang, da er nicht aus dem Ideenkreis des ganzen Volkes, sondern nur aus dem eines einzelnen Standes hervorgegangen und ohne inneres, wahres Leben war, sehr bald zu einer formelhaften Dichtung.

Man nannte diese Lyrik M i n n e g e s a n g (ahd. meinan, gedenken, meina Erinnerung) und verstand darunter das liebende, sehnende Denken an den geliebten Gegenstand. Denn nicht war es ausschließlich eine Frau, der die Minne gehörte, sondern auch das Va-

terland in der Person der Fürsten und Herren und die Religion in der Gestalt der Jungfrau Maria, deshalb beschäftigt sich der Minnegesang

a) mit Liebesliedern (Frauendienst),

b) mit religiösen Liedern (Gottesdienst), namentlich die Jungfrau Maria ist ein Gegenstand gläubiger, dichterischer Verehrung.

c) mit politischen Liedern (Herrendienst), welche von Kaiser und Reich und vom Papst handeln.

Hinsichtlich der Form herrschte bei aller Einfachheit doch eine große Manchfaltigkeit von Tönen und Weisen, von Versmaß und Melodie. (dôn = metrum; wîse = Melodie oder auch „Melodie und Metrum.")

Der Inhalt fordert seine ihm entsprechende Form, und deshalb unterscheidet man:

a) das Lied (diu liet), das aus einer Anzahl von Strophen besteht. Die Strophe selbst ist zusammengesetzt aus 3 Teilen; die beiden ersten Teile nennt man Aufgesang (Stollen, bestehend aus Satz und Gegensatz), den letzten Teil Abgesang (Gegenstollen).

In einen zwîvellîchen wân  
was ich gesezzen und gedâhte,  
ich wolte von ir dienste gân,  
wan daz ein trôst mich wider brâhte.  
trôst mag ez rehte niht geheizen, ouwê des,  
ez ist vil kûme ein kleinez troestelîn,  
sô kleine, swenne ich'z iu gesage, ir spottet mîn,  
doch freut sich lützel ieman, er enwizze wes.  
Mich hât ein halm gemachet frô;  
er giht, ich sül genâde vinden.  
ich maz daz selbe kleine strô,  
als ich hie vor gesach von kinden.  
nû hoeret unde merket, ob si'z denne tuo:  
„si tuot, si entuot, si tuot, si entuot, si tuot."  
swie dicke ich'z tete, sô was ie daz ende guot.  
daz troestet mich: dâ hoeret ouch geloube zuo.

b) den Spruch, der aus einer einzigen dreiteiligen Strophe besteht und nicht gesungen wird (meist politischen Inhaltes):

Ez troumte, des ist manic jâr

ze Babilône, daz ist wâr
dem künege, ez wurde ie boeser in den rîchen.
die nû ze vollen boese sint,
gewinnent die noch boeser kint,
jâ hêrre got, wem sol ich diu gelîchen?
der tievel waer' mir niht sô smaehe,
kaeme er dar, dâ ich in saehe,
sam des boesen boeser barn.
von der geburt enkumt uns frum noch êre:
die sich selben sô verswachent,
unde ir bôsen boeser machent
ân' erben müezen sie vervarn.
daz tugendlôser hêrren werde iht mêre,
daz solt dû, hêrre got, bewarn.

§. 23.

## Walther von der Vogelweide.

Der hervorragendste Minnesänger ist Walther von der Vogelweide. Er stammte aus einer wenig bemittelten Ritterfamilie, noch unbestimmt wo, vielleicht in Südtyrol, wo sich bei Layen, zwischen Klausen und Waidbruck, noch heute ein Vogelweiderhof findet. In Österreich lernte er, wahrscheinlich unter Reinmar dem Alten „singen und sagen“ und verbrachte dortselbst auch seine Jugendzeit unter seinem Gönner, Friedrich dem Katholischen. Nach dessen Tod begann für ihn ein Wanderleben. Unter dem Kaiser Friedrich II. ging ihm ein längst gehegter Wunsch in Erfüllung; er erhielt ein Lehen. Daß er sich an dem Kreuzzug desselben Kaisers beteiligt hat, ist nicht wahrscheinlich. Walthers Lieder beschränken sich nicht auf den Minnegesang im engeren Sinne des Wortes, sondern wo es gilt, die Sache des Vaterlandes mit flammendem Dichtermund zu führen, seinem tiefen, ernsten Mannesgroll gegen die Übergriffe des Papsttums Worte zu leihen; da ist es die Tiefe und Wärme des Gefühls, die Frische seiner Begeisterung, der Mut der Wahrheit, der Walther zu einem der ergreifendsten und tapfersten Vaterlandsdichter macht. So sehr aber Walther der Politik des Papsttums widerstand, so ferne war er, mit dem Papsttum auch den Segen der Religion zu verleugnen. Er ist ein demütiger Beter, voll Sündenbewußtsein, wie seine ganze Zeit, ein Verehrer der Kreuz-

züge, und in seinen letzten Lebensjahren, wo er mit der Welt abgerechnet hat, singt er tiefgefühlte, religiöse Lieder.

Walther verdient als Mensch, Dichter und Vaterlandsfreund die Liebe und Verehrung, welche sich in dem Worte Hugos von Trimberg ausspricht:

Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der taet mir leïde.

Lob des Vaterlandes.

Ich hân lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war:
übel müeze mir geschehen,
künde ich îe mîn herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolten fremeder site.
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen.
Tiuschiu man sint wol gezogen,
rehte als ein engel sint diu wîp getàn,
Swer sie schiltet, der'st betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
tugent und reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: da ist wünne vil.
lange müeze ich leben dar inne!

Gegen Innocenz III., der 1210 den Bann über Otto IV. aussprach, dichtete Walther folgenden Spruch:

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
wes wir dem keiser solten pflegen,
dô ir im gâbet gotes segen,
daz wir in hiezen hêrre und vor im knieten.
ouch sult ir niht vergezzen,
ir sprâchet: „swer dich segene sî
gesegenet, swer dir fluoche sî verfluochet
mit fluoche vollemezzen.“
durch got, bedenket iuch dâ bî,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.

Schon zu Lebzeiten Walthers fing der Minnegesang an zu entarten. Namentlich an die Namen Ulrich von Lichtenstein, einen Ritter ans Steiermark, † 1275, und an Neidhart (Nithart), einen bayerischen Ritter aus Reuenthal (Riuwenthal), den Pfleger der höfischen Dorfpoësie, knüpft sich das Verderbnis des Minnegesanges, da die Minne ihre ursprüngliche Reinheit und Zartheit verlor.

Den Übergang vom Minnegesang zum Meistergesang stellt Heinrich von Meißen her, genannt Frauenlob, † 1318 zu Mainz, ein fahrender Sänger bürgerlicher Herkunft, schwulstig und maniriert.

§. 24.

## Didaktische Poësie.

Die Art und Weise, in welcher in den Sprüchen der Minnesänger Lehren vorgetragen wurden, die von tiefer Menschenkenntnis zeugten, bildete sich nach und nach zu einer eigenen Dichtungsart aus, die im 13. Jahrh. besonders gepflegt wurde und die wir didaktische (lehrhafte) Poësie nennen. Das vorzüglichste Lehrgedicht dieser Art ist:

Freidanks (wirklicher Name) bescheidenheit (bescheidenheit = Einsicht, verständiges Urteil, die Quelle aller Tugenden) bis zum 17. Jahrh. allgemein bekannt unter dem Namen der „weltlichen Bibel“, voll edler Weisheit.

von gote.

Swer gote dienet âne wanc,
deist aller wîsheit anevanc.
swer umbe dise kurze zît
die êwigen fröude gît;
der hât sich selbe gar betrogen
und zimbert ûf den regenbogen;
swenne der regenbogen zergât,
son weiz er wâ sîn hûs stât.

Neben Freidank sind erwähnenswert: Hugo von Trimberg † 1309 mit seinem Renner, „weil es durch alle Lande rennen soll“, und der wälsche Gast Thomasins vor Zerkläre. c. 1216.

## 4. Periode.

### 1300—1500.

### §. 25.

### Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

Der Zustand des deutschen Reiches verschlimmerte sich seit Rudolf von Habsburg von Tag zu Tag. Kaiser und Fürsten waren gleich eigennützig, einseitig und engherzig auf ihre Interessen und die Vergrößerung ihrer Macht bedacht. Dabei verkümmerte der Sinn für das Ideale. An den Höfen, wo sonst der Sänger ein gern gesehener Gast war, erfreute man sich an den rohen Auslassungen der Hofnarren und an wüsten Zechgelagen; viel edle Zeit verwendete man daneben auf Ausraubungen wandernder Kaufleute (Stegreifleben).

Die Geistlichkeit sank immer tiefer in Unwissenheit, Zuchtlosigkeit und äußeren Zeremoniendienst; ein freier Geist verschwand, und so wenig als die rauflustigen Ritter wollten die ungebildeten Kleriker etwas von Poësie wissen.

Die Wissenschaft, welche auf den neu gegründeten Universitäten zu keimen begann, nahm dem Geist der Zeit gemäß einen zünftigen Charakter an, konnte aber keinen unmittelbaren Einfluß auf die Entwicklung der Dichtkunst haben, zumal da die Gelehrsamkeit eine Kluft zwischen Wissenden und Unwissenden schuf und mit Verachtung auf die deutsche Volkssprache heruntersah.

Zwar fällt in diese Periode das mächtige Aufblühen der Städte. Sie zeichneten sich aus durch Handel und Verkehr und durch die Pflege des Kunstgewerbes; herrliche Bauwerke entstanden in dieser Zeit. Aber die Poësie wollte nicht gedeihen, sie wurde von den Bürgern zünftig und handwerksmäßig getrieben, eine Behandlung, die sie ihrer Natur nach nicht verträgt.

Indes darf bei alle dem nicht außer Acht gelassen werden, daß die Erschlaffung der dichterischen Kraft im deutschen Volke in dieser Periode um so erklärlicher ist, als die großen Stoffe, welche die Zeit der Kreuzzüge der Poësie darbot, zur Genüge ausgebeutet waren, und die dialektische Verschiedenheit der Sprache der Poësie hinderlich war.

Im engsten Zusammenhang mit dem Inhalt der Poësie steht ihre Form; denn da es an Inhalt gebrach, legte man übergroßen

Wert auf die Form, auf Künsteleien, um damit die innere Leere zu verdecken.

§. 26.

## Epische Poësie.

Eigenes lieferte diese Zeit nicht, man begnügte sich mit Umdichtungen der alten, minderwertigen Heldensagen im sogenannten Hildebrandston.

Kaspar v. d. Rhön stellt in seinem geschmacklosen Heldenbuche (1472) die meisten alten Heldengedichte zusammen, sämtlich verunstaltet und aller echten Poësie beraubt.

2. Reinke de Vos (Reineke Fuchs) das beste erzählende Gedicht dieses Zeitraumes, eine gelungene Umarbeitung des Reinaert, in niederd. Mundart 1498 in Lübeck gedruckt. In diese Mundart wurde er wahrscheinlich übertragen von H. Barkhusen, Stadtschreiber und Buchdrucker in Rostock.

Nach ihm dichtete Goethe seinen Reineke Fuchs in Hexametern.

§. 27.

## Lyrische Poësie. Meistergesang.

Unter den Bürgern der freien Reichsstädte des südlichen und mittleren Deutschland, in Mainz, Frankfurt, Straßburg, Nürnberg, Augsburg, Regensburg und Ulm entstanden neben den Gewerbsdichtern Gesellschaften, welche sich zur Ehre Gottes und zur Beförderung eines ehrbaren, christlichen Lebenswandels zunftmäßig zusammenschlossen, um in Feierstunden die edle Sangeskunst zu üben und sonntags oder bei festlichen Gelegenheiten die eingeübten Gesänge vorzutragen d. h. Schule zu singen.

Da sich nur Bürger oder Meister, nicht aber Ritter oder Herren daran beteiligten, so erhielt der Gesang den Namen Meistergesang (meistersanc, meistersinger).

Die Mitglieder zerfielen nach dem Grad ihrer Kunstfertigkeit in 5 Klassen:

1. Schüler (Lehrling) welche die Tabulatur d. h. die zum Meistergesang gehörigen Gesetze erst lernen mußten.

2. Schulfreunde (Gesellen) welche im Besitze dieser Kenntnisse waren:

Mittelstufen. a. Sänger wurden diejenigen genannt, welche mehrere Töne singen konnten.
b. Dichter hieß man diejenigen, welche nach anderen Tönen Verse bilden konnen.

3. Meister war, wer ein tadelloses Gedicht, Bar, nach einem selbsterfundenen Strophengesetz, auch Ton oder Weise genannt, anfertigen konnte. Sie selbst nannten sich nicht Meister, sondern „Liebhaber des deutschen Meistergesanges."

Diese Töne erhielten in der Regel den Namen des Erfinders z. B. Ton Frauenlobs, oft auch sehr wunderliche Namen, wie „eine gelb-Löwenhaut-weis," „eine kurze Affenweis", und „eine fett-Dachsweis."

Aus den Meistern wurde die Vorstandschaft der Gesellschaft, das Gemerk, gewählt. Es bestand aus 4 Merkern (merkaere), welche die Fehler „falsche Meinungen" d. i. unchristlichen Inhalt oder „blinde Meinungen" d. i. Undeutlichkeiten, die in den Liedern vorkamen, anmerken mußten, aus dem Büchsenmeister (Kassierer), dem Schlüsselmeister (Archivverwalter) und dem Kronenmeister (Verteiler der Preise).

Der höchste Preis bestand in einer silbernen Kette mit dem Bildnis des Königs David, dem sog. Davidsgewinner; der andere aus einem kostbar verzierten Kranz. Diese Preise gingen aber nicht in den bleibenden Besitz des Preisträgers über, sondern waren nur Ehrenauszeichnungen für Zusammenkünfte und blieben Eigentum der Gesellschaft.

Im 16. Jahrhundert erreichte der Meistergesang durch Hans Sachs seinen Höhepunkt und sank dann von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis sich endlich 1839 (21. Oktober) die letzte Meistersängerschule in Ulm auflöste und ihr ganzes Eigentum urkundlich dem dortigen Liederkranz vermachte.

Die Gewerbsdichter wurden unterschieden:

a. als Wappendichter, im Dienste von Fürsten und Herren ihr Wappen beschreibend und um Lohn ihr Lob besingend;

b. als Pritschmeister; sie sind in der Kleidung des Hanswurst und mit der Pritsche in der Hand die unvermeidlichen Festdichter bei bürgerlichen, städtischen Festen;

c. als Spruchsprecher, welche das Amt haben, mit ihren Stegreifdichtungen häusliche und gesellschaftliche Feste zu erheitern.

§. 28.

## Dramatische Dichtung.

Das deutsche Drama, dessen Anfang in unsere Periode fällt, entspringt aus 2 Quellen:

1. aus den geistlichen, kirchlichen Spielen,
2. aus den weltlichen Fastnachtsspielen.

1. Um den heidnischen Germanen das Christenthum annehmbarer zu machen, und weil das Volk mit zäher Kraft an den alten, heidnischen Gebräuchen festhielt, feierte man die christlichen Hauptfeste an den Hauptfesten des heidnischen Kultus und verband damit Darstellungen aus dem Leben Christi. Sie waren in lat. Sprache geschrieben und wurden innerhalb des Gotteshauses von den Klerikern aufgeführt und deshalb misterien genannt (ministeria = geistliche, gottesdienstliche Handlungen), z. B. „das Spiel von den 10 Jungfrauen“ 1322 zu Eisenach aufgeführt vor Landgraf Friedrich mit der gebissenen Wange. Um diese Zeit ging aber eine Umwandlung mit diesen Schauspielen vor. Die deutsche Sprache verdrängte immer mehr die lateinische; das Komische wurde mit Vorliebe gesucht, und die kirchlichen Spiele, an denen sich die Geistlichen wegen ihrer Verweltlichung nicht mehr beteiligten, sanken zu Volksbelustigungen niederer Art herab, wo sie

2. den weltlichen Spielen, den Fastnachtsspielen begegneten. Die Fastnachtssitte gab den Bürgern Veranlassung, im Hause eines befreundeten Mitbürgers irgend eine Scene darzustellen. Allmählich wurden aus den Scenen vollständige Spiele, die nun auch ins Freie verlegt wurden. Man spielte zudem nicht mehr bloß an Fastnacht, sandern zu jeder gelegenen Zeit, besonders zur Sommerszeit auf Märkten.

Der Stoff dieser Fastnachtsspiele ist immer ein weltlicher, voll derber Spässe und niederer Komik.

§. 29.

## Didaktische Poësie. Seb. Brant.

Das vorzüglichste Lehrgedicht dieser Periode ist das Narrenschiff, erschienen 1494 und sogenannt, weil alle Narren d. h. alle Glaubens- und Sittenlosen, das Schiff besteigen sollten, um nach Nar-

ragonien zu fahren. Es ist verfaßt von Seb. Brant, Stadtsyndikus in Straßburg, † 1521.

In 114 Abschnitten werden alle Narren geschildert, die von allen Seiten herbeikommen, so daß sein Schiff die Narren nicht alle fassen kann. Mit Ernst und Schärfe geißelt er in rauhem, elsässischem Dialekt die Gebrechen seiner Zeit, unter andern die Eltern, die ihre Kinder nicht erziehen können, „die sie irre gehen lassen ohne Strafe, gleichwie ohne Hirten gehn die Schafe."

Anfang, Mittel und End der Ehre
entspringt allein aus guter Lehre.
Löblich Ding ist, gut geboren sein;
Es ist aber fremd und nicht dein,
Von deinen Eltern ists gekommen.
Köstlich, wer Reichtum hat gewonnen,
Doch dieser ist des Glückes Fall,
Der auf- und abtanzt, wie ein Ball.
Ein hübsches Ding auch Weltruhm ist;
Doch ohne Halt, dem's alle Zeit gebricht.
Leibes Schönheit man sehr acht't,
Währt sie auch kaum über Nacht.
Ist die Gesundheit auch sehr lieb,
Sie stiehlt sich weg, gleichwie ein Dieb.
Stärke hält man für köstliche Hab,
Nimmt doch mit Krankheit und Alter ab.
Nichts ist unvergänglicher und bleibt länger als die Lehr.

Das Buch war über ganz Deutschland verbreitet, und der berühmteste Kanzelredner seiner Zeit, Geiler von Kaisersberg († 1510 in Straßburg) hielt über einzelne Abschnitte desselben Predigten.

§. 30.

## Die Entwicklung des Volksliedes.

Dem handwerksmäßigen Meistergesang gegenüber ertönte um so freier und ungezwungener das Volkslied. Es knüpfte an den Minnegesang an und erfüllte die erstarrte Form mit neuem Leben. „Wer aber das Minnelied eintönig, so das Volkslied vieltönig; war im Minnegesang geschraubte Konvenienz, so hier ungebundene, freie, frische Natur." Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder; Wander-, Jäger- und Soldatenlieder, alle waren voll Natur und Kraft.

Sehr beliebt sind in dieser Zeit auch die historischen Volkslieder, welche Begebenheiten erzählen von „einem, der auch dabei gewesen."

Clara Hätzlerin, eine Nonne in Augsburg, hat 1471 eine Sammlung von Volksliedern erscheinen lassen.

Weinlied:

Den liebsten Bulen, den ich hab,
Der liegt beim Wirt im Keller;
Er hat ein höltzins Röcklin an,
Und heißt der Muscateller.
Er hat mich nächten trunken gemacht,
Und fröhlich diesen Tag vollbracht,
Drum geb' ich ihm ein gute Nacht.
Von diesem Bulen, den ich mein,
Will ich dir bald eins bringen;
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lustig zu singen,
Frischt mir das Blut, gibt freien Mut,
Alls dnrch sein Kraft und Eigenschaft:
Nun grüß ich dich, mein Rebensaft!

---

# III. Abschnitt.

## Neuhochdeutsche Literatur.

### 5. Periode.

### 1500—1624.

### §. 31.

### Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

Mit der von Luther hervorgebrachten kirchlichen Bewegung, durch welche notwendig eine Reaktion hervorgerufen wurde, geht die politische und soziale Hand in Hand. Gleichzeitig dauert der Verfall der Poësie an, ganz anders als in Italien und England. Denn während dort der nationale Geist schöpferisch wirkt, ist dies in Deutschland nur da der Fall, wo er vom reformatorischen Geist (Kirchenlied) oder vom rein Volkstümlichen (Satire und dem Drama) getragen wird.

Auch das Aufblühen des Humanismus kam zunächst nicht der deutschen Literatur zu gute, sondern der klassischen Philologie. Die meisten Bücher waren in latein. Sprache geschrieben, und die Humanisten fanden eine Ehre darin, als lat. Dichter gekrönt zu werden.

§. 32.

## Entwicklung der deutschen Prosa.

Martin Luther, 10. Novbr. 1483—18. Febr. 1546, hat der deutschen Literatur insofern eine mächtige Anregung und Förderung gegeben, als ihm vorzugsweise die Ausbildung der deutschen Prosa zu danken ist. Luther ist auch der Schöpfer der sprachlichen Einheit Deutschlands. Denn wenn auch die Umarbeitung alter deutscher Epen in Prosa und die Übersetzungen von franz. Romanen in die deutsche Sprache einen Einfluß auf die Ausbildung der deutschen Sprache hatten, so verdanken wir doch Luthers Bibelübersetzung und seinen andern zahlreichen Schriften unsere jetzige Schriftsprache.

Die Sprache, deren sich Luther in allen seinen Schriften bediente, ist die Sprache der sächsischen Kanzlei, die sogenannte „gemeine Sprache," wie er selbst sagt:

„Ich habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland. Alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der Sächsischen und unseres Fürsten Kanzlei. Darum ist's auch die gemeinste deutsche Sprache".

§ 33.

## Das Kirchenlied.

Das Kirchenlied dieser Zeit ist ein neuer Volksgesang, aber mit religiösem Inhalt, ursprünglich, lebendig und kräftig.

Hinsichtlich der Form schloß sich das Kirchenlied an das Volkslied an, wodurch es um so rascher und nachhaltiger beim Volke Eingang fand.

Der Vater des Kirchenliedes ist Luther, an den sich zahlreiche Nachfolger anschlossen, und zwar bearbeitete er Psal-

men, wie „Aus tiefer Not schrei ich zu dir" (Psalm 130) oder lat. Hymnen, wie „te deum laudamus = Herr Gott, dich loben wir" oder „veni sancte spiritus = komm' heiliger Geist, Herre Gott" oder er dichtete Bibelstellen um, wie „Vater unser im Himmelreich" nach Matth. 5 oder endlich er ließ aus seiner lebendigen inneren Quelle herzensfrische Kraftlieder ertönen, wie „Ein feste Burg ist unser Gott!"

§ 24.

## Volksbücher und Schwänke.

Der Geist des 16. Jahrh. hatte das deutsche Volk in seiner Tiefe aufgeregt. Es kämpfte nicht nur der Ritter gegen den Fürsten, der Bauer gegen den Ritter, der Handwerker gegen den Patrizier, der Bettelmönch gegen den Prälaten, der vom Geiste der freien Forschung erfüllte Freund des Humanismus gegen den zünftigen Scholastiker; auch die Sitte des Volkes strebte nach Befreiung von dem abgezirkelten, höfischen Wesen, im Bewußtsein seiner Kraft kämpfte es gegen den Zwang im öffentlichen Leben, wie im kirchlichen. Und dieser Geist spiegelt sich in den prosaisch abgefaßten Volksbüchern und Schwänken voll des frischesten Lebens und des heitersten Witzes.

Zu den besten Volksbüchern gehören:

1. Till Eulenspiegel, (so genannt, weil „der Mensch seine Fehler ebensowenig erkennt, wie ein Affe oder eine Eule, die in den Spiegel sehen, ihre eigene Häßlichkeit erkennen") „ein kurzweilig Lesen von Dil Eulenspiegel", ältester Druck vom Jahre 1529, enthält eine Darstellung der Handwerkerwitze jener Zeit.

Das Kind, welches in Knitlingen, einem Dorfe im Braunschweigischen geboren wird, erlebt die wunderbarsten Dinge. Es wird 3mal getauft: zuerst vom Priester, dann im Schmutz, da das Mütterlein, welches das Kind nach Hause trug und ein wenig zu viel getrunken hatte, es fallen ließ, und dann im warmen Wasser, mit dem man es wieder reinigte. Als junger Mann zog Till durch aller Herrn Länder, seine tollen Streiche ausführend und starb zu Möllen bei Lübeck, c. 1530.

2. Die „wundersamen Geschichten der Schiltbürger" oder „das Lalenbuch", 1 Druck von 1598.

Die Bürger von Schilda im Herzogtum Sachsen stammen von

einem der 7 weisen Meister ab. Um ihrer Weisheit willen begehrt man überall ihren Rat, worüber die Verwaltung der eigenen Stadt in Unordnung gerät. Deshalb beschließen sie in einer Ratsversammlung, sich in Zukunft der Thorheit zu befleißigen. Das thun sie auch, und zuletzt kaufen sie eine Katze, welche die Mäuse fressen soll. Als dies geschehen, fürchten sie, die Katze, die keine Mäuse mehr habe, möchte andere Tiere und schließlich sie selbst verzehren, und wollen sie deshalb fangen. Da die Katze aber von einem Dach zum andern springt, so zünden sie ein Haus nach dem andern an, um ihrer habhaft zu werden, bis ihre ganze Stadt in Asche liegt und ihnen nichts mehr übrig bleibt, als fortzuziehen und ihre Thorheit anderswohin zu verbreiten.

3. Das Volsbuch vom Schwarzkünstler Faust, 1 Druck 1587 in Frankfurt. Nach diesem Volksbuche hatte Faust mit dem Teufel einen Bund geschlossen, um „alle Gründe im Himmel und Erde zu erforschen" und unsterblichen Ruhm zu erlangen. Er verschrieb seine Seele mit seinem Blut dem Teufel, schwur den christlichen Glauben ab und erhielt zum Genossen Mephistopheles (griech. mephis = Verderben tophel = Lügner). Nun glückt ihm alles, was er unternimmt; er stillt seinen Wissensdurst, genießt das Leben in vollen Zügen und wird ein berühmter Mann. Als seine Zeit abgelaufen war, übergab er seinem Diener Wagner seine Bücher und sein Zaubergerät, nahm von seinen Freunden Abschied und ging auf sein Zimmer. Am nächsten Morgen fand man den Leichnam Fausts, fürchterlich verstümmelt, im Hofe auf der Dungstätte liegen.

4. Der ewige Jude, 1547 in Hamburg „newe zeitung vom juden Ahasverus", im 16. Jahrh. gewöhnlich Ahasver genannt.

Als Jesus sein Kreuz nach Golgatha trug, wollte er an der Thüre Ahasvers, eines Schuhmachers zu Jerusalem, etwas ruhen. Als ihn aber dieser erbarmungslos fortstieß, sagte Jesus zu ihm: „Weil du des Menschen Sohn keine Rast vergönntest, so sei auch dir fortan keine Ruhe beschieden. Du sollst wandern immerfort, bis daß ich wiederkomme". Schon im 13. Jahrh. findet sich diese Sage, so erzählt:

Cartophilus, der Thürsteher bei Pilatus, habe Jesus, als er nach Golgatha ging, auf die Schulter geklopft und gesprochen: „Geh'

schneller!" Jesus entgegnete darauf: „Ich will gehen; du aber sollst warten, bis ich wieder kommen werde".

5. Die bedeutendste Sammlung von Schwänken (scherzhafte Erzählung) ist die des elsässischen Franziskanermönches Pauli, † 1530, unter dem Titel „Schimpf und Ernst" (Scherz und Ernst). Unter anderem wird von einem Mönch erzählt, der bei einem Ehemann zu Tisch geladen ist und einen Kapaun zerlegen soll. Er will dies schriftgemäß thun. Deshalb erhält der Edelmann den Kopf, weil er das Haupt der Familie ist; die Ehefrau den Kragen, weil sie ihrem Manne am nächsten steht; die beiden Töchter die Flügel, weil ihre Gedanken hin und herfliegen, wie sie versorgt werden, und die beiden Söhne die Schenkel, weil auf ihnen das Geschlecht steht; er selbst aber nimmt sich den Rumpf des zerlegten Tieres, weil er in seiner Kutte einem Kapaun ohne Kopf, Flügel und Schenkel sehr ähnlich sehe. Als der Edelmann verwundert fragte, wo denn dies geschrieben stehe, antwortete er: „Junker, in meinem Haupte steht es geschrieben."

## §. 35.

## Satiriker:

### Murner und Fischart.

Die hervorragendsten Satiriker dieser Periode sind:

1. Thomas Murner, ein weit gereister Franziskanermönch aus Straßburg, † c. 1530, der namentlich im Kampfe gegen die Reformation sein Talent entfaltete und zwar in dem Buche „vom großen, lutherischen Narren, wie ihn Dr. Murner beschworen hat, 1522."

Er beschreibt darin die Narren, die er Luther aus dem Leibe zieht, nämlich aus dem Haupt die gelehrten Narren, welche die Bibel nach Gutdünken auslegen; aus der Tasche diejenigen, die nach den Kirchengütern lüstern sind, und aus dem Bauche alle die, welche an Aufruhr und Empörung Gefallen finden. Alle zusammen bilden eine wilde Rotte, die Luther zu ihrem Hauptmann erwählt. Nach vielen Unthaten, die sie vollführt, geht die Rotte selbst geht zu Grunde, und Luther stirbt im Unglauben.

2. Johann Fischart, der größte Satiriker, geb. in Straßburg, † 1589 als Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken.

Wie Murner die Reformation, so bekämpft Fischart die Ge-

brechen und Auswüchse der bestehenden Kirche. Indem er der Sprache große Gewalt anthut, weiß er mit nie versiegender Laune, beißend und derb seinen Gegenstand darzustellen.

Sein Hauptwerk ist die Geschichtsklitterung, in welchem er „Gargantua et Pantagruel“ des Franzosen Rabelais († 1553) nachahmend, schonungslos die Thorheiten seiner Zeit geißelt, namentlich Adelstolz, pedantische Gelehrsamkeit, Prozeß- und Raubsucht.

Von ihm stammt auch das glückhafte Schiff, eine poëtische Erzählung. 1576 unternahmen die Züricher eine Fahrt zu einem Festschießen in Straßburg, Da die Bürger dieser Stadt ein Schutz- und Trutzbündnis mit Zürich wegen der großen, räumlichen Entfernung abgelehnt hatten, bewiesen ihnen die Züricher, daß sie schnell genug den Straßburgern zu Hilfe kommen könnten. Denn den Hirsebrei, den sie in Zürich vor ihrer Abkunft gekocht und mit auf das Schiff genommen hatten, verzehrten sie noch warm in Straßburg.

Eine Eigentümlichkeit Fischarts liegt in seiner Neigung, seinen Namen zu verbergen. So nennt er sich Mentzer = Mainzer, oder er schreibt J. F. G. M. = Johann Fischart genannt Mentzer, oder er verbirgt diese Anfangsbuchstaben in Ausdrücken, wie:

Im Fischen gilts Mischen;

In Freuden gedenk mein;

oder endlich er setzt Silben und Buchstaben um, wie: „Hartfisch“, „Retznem“.

§. 36.

## Hans Sachs und das Drama.

Hans Sachs, 1494—1576, war der Sohn eines ehrbaren Schneiders in Nürnberg. Obwohl er vom 7. Jahre an die lat. Schule besuchte, um eine höhere Bildung zu erlangen, so widmete er sich doch nicht dem gelehrten Beruf, sondern trat bei einem Schuhmacher in die Lehre. Hierauf ging er auf Wanderschaft und verweilte am längsten in den Städten, wo er Meistersängerschulen traf. Nach 5jähriger Wanderung kehrte er nach Nürnberg zurück, ließ sich als Schuhmacher nieder, führte in glücklicher Ehe ein sorgenfreies Leben und starb in einem Alter von 82 Jahren. Am 25. Januar (Todestag) 1876 wurde ihm von seiner dankbaren Vaterstadt ein Denkmal errichtet.

Hans Sachs war der fruchtbarste Dichter des Jahrhunderts

und lieferte über 6000 Dichtungen, darunter etwa 4275 Meistersänge, 1700 poët. Erzählungen, 208 dram. Werke. Aber obwohl er alle andern Meistersänger an Umfang des Stoffes übertrifft, so ist er doch kein hervorragendes, dichterisches Genie, (seine sämtlichen Meistergesänge sind poëtisch armselig), sondern ein gewandter Verskünstler, dessen Gewandtheit noch durch seine überaus große Belesenheit unterstützt wurde. Und was er las, verwandelte sich ihm zu Versen, und so „dichtete er", wie J. Grimm sagt, „über alles und erdichtete nichts."

Eine hohe Bedeutung hat H. Sachs zweifellos als dram. Dichter. Zu seiner Zeit werden die dram. Charaktere schärfer gezeichnet, die Stücke mehr gegliedert. Es mehren sich die Stoffe, die man dramatisch behandelt, denn nicht nur aus der Bibel, sondern auch aus der Heldensage schöpft man; auch Schwänke und Anekdoten werden nicht verschmäht, ja man wagt sich sogar an eigene Erfindungen. Daß der Geist der Zeit überhaupt ein größeres Gefallen, als früher, an theatral. Aufführungen fand, zeigt sich auch darin, daß man selbst in den Schulen dieselben pflegte, obwohl hier nur lat. Komödien von Plautus und Terenz eingeübt wurden.

Eines der interessantesten Schauspiele v. H. Sachs ist der „hörnene Siegfried" (hörnen Seyfried). Es behandelt die Nibelungen oder Sigfrid dramatisch in 7 Akten.

Sigmund, König der Niederlande, hat einen Sohn, namens Sigfrid. Derselbe verläßt die Heimat und tritt bei einem Schmied in die Lehre. Der Meister möchte des unbändigen Mannes ledig werden und schickt ihn in einen Wald, wo in der Nähe einer Linde ein Drache haust, der ihn verschlingen soll. Aber Sigfrid erschlägt den Drachen, bestreicht seine Haut mit dessen Blut und begibt sich an den Hof des Königs Gibich zu Worms, wo er die Tochter des Königs, die von einem Drachen geraubt worden war, nach gewaltigen Kämpfen mit Riesen und Zwergen befreit. Er führt sie nach Worms als seine Braut und bringt dorthin auch den Nibelungenhort, den er den Zwergen abgenommen hat. Der Zwerg Eugel geleitet das Paar und weissagt Sigfrid einen frühen Tod. Mit einem Hinweis auf Sigfrids Hochzeit schließt das Stück.

Gegen das Ende des 16. Jahrh. gab es in Deutschland auch Schauspieler von Profession. Man nannte sie englische Komödianten, „weil sie besonders an Fürstenhöfen ihre von England mitge-

brachten Stücke in ihrer Muttersprache und später durch den Beitritt deutscher Mitglieder ergänzt und verstärkt in deutscher Bearbeitung aufführten.“ Die Hauptrolle spielte in diesen Stücken der Hanswurst, und solch allgemeinen Beifall erlangte diese aus dem engl. Theater herübergenommene 'lustige Person, daß sie in die Schauspiele der meisten europäischen Völker eindrang und überall nach dem Lieblingsgericht des Volkes genannt wurde, so

| | | | |
|---|---|---|---|
| Pickelhäring | bei | den | Niederländern, |
| Jack Pudding | „ | „ | Engländern, |
| Jean Potage | „ | „ | Franzosen, |
| Maccaroni | „ | „ | Italienern, |
| Hans Wurst | „ | „ | Deutschen. |

## 6. Periode.

1624—1748.

§. 37.

### Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

An die Stelle des ausgestorbenen Rittertums trat ein roher Hof- und Beamtenadel. Dieses neue Staatsleben schloß sich in bureaukratischem Geist gegen das Volksleben ab. Ebenso trennte sich der Gelehrtenstand von der geistigen Entwicklung des Volkes, so daß die Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten immer größer wurde. Dazu gaben die Gelehrten unserer Literatur noch einen pedantischen, handwerksmäßigen Anstrich, da sie anfingen, in der geistlosen Nachahmung der lat. und griech. Klassiker das Ideal der Kunst zu erblicken.

Insbesondere hatte der 30 jähr. Krieg einen höchst verderblichen Einfluß auf die Sitten und auf den politischen Charakter der Deutschen. Das nationale Selbstbewußtsein erlosch, und an seine Stelle trat eine sklavische und krankhafte Nachahmungssucht, Ludwig XIV. in Sitten, Bildung, Sprache und Literatur.

Indes bot das wechselvolle, abenteuerliche Leben in dieser Zeit Stoff zu unterhaltenden Erzählungen und zur Pflege des volkstümlichen Roman, und das Kirchenlied hat noch viel von seiner ursprünglichen Kraft und Frische.

§. 38.

## Die deutschen Sprachgesellschaften.

Im Gegensatz zu der antiken Dichtkunst der Gelehrten und zu den Sprachmengern des Deutschen mit fremdländischen, namentlich mit franz. Wörtern, wandten die Dichter im Verein mit Herren und Fürsten (darunter der große Kurfürst) alle mögliche Sorgfalt auf „die Reinheit und Lieblichkeit" der deutschen Sprache und glaubten das Ziel durch Gründung von Sprachgesellschaften, die der in Florenz gebildeten academia della crusca (Kleie) nachgebildet waren, zu erreichen. Es entstanden Gesellschaften, wie der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft (1617) oder die deutsch-gesinnte Genossenschaft in Hamburg (1643).

Leider machten sie sich durch ihren übertriebenen Eifer für die Reinhaltung der Muttersprache lächerlich. So hieß Natur = Zeugemutter; Affekt = Gemütstrift; Theater = Schauburg; Obelisk = Sonnenspitze; Lieutenant = Walthauptmann; Oberstlieutenant = Schalt- und Waltoberster; Pistole = Reitpuffer; Fenster = Tageleuchter; Nase = Löschhorn, Gesichtserker.

Bemerkenswert ist die deutsche Sprachgesellschaft mit dem Namen: der gekrönte Blumenorden oder die Pegnitzschäfer" 1644 in Nürnberg gestiftet durch Joh. Klai († als Pfarrer in Kitzingen) und Phil. Harsdörfer, † als Ratsherr in Nürnberg. Letzterer erlangte eine große Berühmtheit durch die Verabfassung des sogenannten Nürnberger Trichter. Der Titel dieses wunderlichen Buches lautet: „Poëtischer Trichter, die deutsche Dicht- und Reimkunst ohne Behuf der lat. Sprache in 6 Stunden einzugießen." Es wird darin die Anwendung sinnreicher Umschreibungen und sinnreicher Beiwörter empfohlen.

Diese Sprachgesellschaft besteht noch als ein Verein von strebsamen, gebildeten Männern, die das Ideale pflegen.

§. 39.

## Die zwei schlesischen Dichterschulen.

Da die erste Anregung zur Pflege der Poësie in diesem Zeitraum zunächst und am nachhaltigsten von Schlesien ausging, spricht man von zwei schlesischen Dichterschulen.

a) Erste schlesische Dichterschule, 1624—60.

Martin Opitz, das Haupt der ersten schles. Schule, 1597—1639,

geb. zu Bunzlau in Schlesien, zeigte seine Begabung schon sehr frühe. Er erwarb sich den Namen „Vater der Gelehrtenpoësie“, weil er der festen Überzeugung war, daß nur ein Gelehrter fähig sei, ein Dichter zu werden. Was seinen Charakter anlangt, so hatte er ein weites Gewissen und eine große Gabe, hohen Herrn gegenüber fügsam zu sein, wenn es ihm irgendwie Gewinn brachte, weshalb auch Vilmar von ihm sagt: „Einen großen Teil seines Beifalls müssen wir seiner Kriecherei beimessen, die sich nicht vor dem Größten unter den Toten, aber vor dem Kleinsten der Lebenden gebückt hat.“ Im Jahre 1639 starb er an der Pest in Danzig.

Sein Hauptverdienst besteht darin, daß er mit seinem Büchlein „Von der deutschen Poëterei“ 1624, eine neue Kunstform schuf, gegründet auf die Gesetze des Altertums. Siehe §. 5.

Sodann regte er durch sein eigenes Beispiel seine Zeitgenossen zum Gebrauch der deutschen Sprache an, indem er selbst geistliche und weltliche Lieder, Gelegenheitsgedichte, Trostgedichte und selbst Dramatisches schuf. Waren es auch nur kalte und platte, phantasie- und gemütlose Nachahmungen, da Opitz wohl ein Talent, aber kein dichterisches Genie war, so wurde doch dadurch die Liebe des Publikums zur deutschen Sprache geweckt.

Opitz besingt den Genuß der schönen Natur in „Zlatna oder von der Ruhe des Gemütes“ folgendermaßen:

Wie wenn die Nachtigall, vom Käfig ausgerissen,
Hin in die Lüfte kömmt, und an den kalten Flüssen
Mit Singen lustig ist, um daß sie los und frei
Von ihrer Dienstbarkeit und nur ihr selber sei.
So dünkt mich, ist auch mir, im Fall ich unterzeiten
Der Schule schweren Staub kann werfen auf die Seiten
Und außer dieser Stadt auch nur auf einen Tag,
Und einen noch dazu, mit Ruh verschnaufen mag.

Von den Männern, die sich an Opitz anschließen und die man zur ersten schlesischen Schule zählt, sind zu nennen:

Der Lyriker Paul Flemming, † 1640 in dem Alter von 31 Jahren als Arzt in Hamburg. Bekannt ist sein religiöses Reiselied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten raten u. s. w.,“ und unter seinen Liebesliedern ragt hervor das „getreue Herz“, dessen 1. Vers lautet:

„Ein getreues Hertze wißen,
Hat des höchsten Schatzes Preiß.
Der ist seelig zu begrüssen,
Der ein treues Hertze weiß.
Mir ist wol bei höchstem Schmertze
Denn ich weiß ein treues Hertze.“

Der Epigrammatiker der ersten schlesischen Schule, vielleicht der beste deutsche Epigrammatiker (Beischriften nennt er seine Epigramme) ist Fr. v. Logau, † 1655. Proben:

1. Hoffnung ist ein fester Stab
und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

2. Ein versöhnter Feind,
ein erkaufter Freund
Sind zu einer Brücke
ungeschickte Stücke.

---

3. Fremde Tracht:
A là mode — Kleider,
A là mode — Sinnen;
Wie sichs wandelt außen,
Wandelt sichs auch innen.

Das Streben nach sprachlicher Reinheit, nach dem Verständnismäßigen und Lehrhaften zeigt sich auch in dem größten deutschen Kirchenliederdichter Paul Gerhardt, 1607—1676.

Den Übergang von der ersten schlesischen Schule zur zweiten bildet der Dramatiker A. Gryphius, † 1664 zu Glogau. Da man zu seiner Zeit unter einem Drama ein Spiel verstand „in welchem fürstliche Personen in pathetischer Sprache reden und ungewöhnlich grauenvolle Schicksale erfahren,“ bietet auch Gyphius nur solche, die nicht mehr fern von Lohensteinischem Wulst und Übertreibung sind, wenn auch sonst korrekt (Einheit der Zeit, Chorgesänge, von ihm „Reien“ genannt).

In seinen Lustspielen ist er nicht unbedeutend. So tadelt er in Peter Squenz die Volkskomiker, die sich an Stoffe wagen, welche sie nicht verstehen können. Der Gang des Lustspieles ist folgender:

Die Bürger von Rumpelkirchen wollen die Durchreise des Für-

sten verherrlichen und dichten das Trauerspiel „Pyramus u. Thisbe.“ Sein Verfasser ist Peter Squenz, wohlbestallter Glockenzieher des Spittelglöckleins und der vornehmste Mann in der Welt. „Denn in der ganzen Welt seien 4 Teile, Europa, Asien, Afrika und Amerika, unter denen Europa der vornehmste; in Europa seien viele Königreiche, Spanien u. s. w., unter denen allen Groß-Oberland den Vorzug habe; in Groß-Oberland seien verschiedene Kreise, unter denen Mägdeflecken der trefflichste sei; in Mägdeflecken endlich habe die Liliengasse den Vorzug vor allen andern Gassen, und er sei der vornehmste Mann, der darin wohne; ergo kann es nicht fehlen, daß in Europa, Asien, Afrika und Amerika ihm niemand gleich sei.“

Die Personen des Stückes und die Zurüstungen, wie der Mond, die Wand werden durch Bürger von Rumpelkirchen dargestellt. Da die Schauspieler über Fehler, die sie machen, in Streit geraten, bezahlt sie der Fürst für die gemachten Fehler und gesteht, daß er müder vom Lachen sei, als vom Zusehen.

b) Die zweite schlesische Schule, 1660—1725.

Wie in der ersten schles. Schule, so lebte auch in der zweiten die Überzeugung, daß die Dichtkunst etwas Erlernbares sei. War aber die erste trocken und steif, so war die zweite schwulstig und überladen; in dem Bestreben der zweiten lieblicher und galanter zu schreiben, als die erste, verfiel sie in das andere Extrem. Insbesondere legte man ein übergroßes Gewicht auf die „durchdringenden, lieblichen“ Beiwörter. So zeichnen sich die Dramen dieser Schule durch Schwulst, rohe Sinnlichkeit und durch Häufung des Gräßlichen unvorteilhaft aus (Haupt- und Staatsaktionen).

Die Häupter der zweiten schles. Schule sind:

1. Christian Hoffmann v. Hoffmannswaldau, aus Breslau, † 1689, berüchtigt durch seine Helden- und erotische (Liebes) Lieder, und sein Landsmann,

2. Kaspar v. Lohenstein, † 1683, nicht weniger berüchtigt durch die nackte Unsittlichkeit, die er in seinen Dramen in der denkbar schwulstigsten Form zum Ausdruck bringt. Das Privatleben dieser beiden Männer war indes ein durchaus sittliches, ehrbares.

Eine Stelle aus den Heldenbriefen:

„Die Rauhigkeit der Luft, Stein, Wasser, Berg und Hecken,
Wild, Regen, Nebel, Schnee, Wind, Hagel, Eis und Frost,

Durst, Hunger, Finsternis, Sand, Wüste, Furcht und Schrecken
Trieb ihren Vorsatz nicht aus der getreuen Brust."

Der Anfang des Dramas v. Lohenstein, Ibrahim Bassa, lautet:

„Weh! Weh! mir Asien! ach! weh!
Weh mir! ach! wo ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieser Schwermutssee,
Bei soviel Ach selbst mein bethränt Gesicht verspeien,
Wo ich mich selbst mit Heul- und Zeterrufen
Durch strengen Urteilsspruch verdammen kann!
So nimm dies lechzend Ach, bestürzter Abgrund an!
Bestürzter Abgrund! O die Glieder triefen
Voll Angstschweiß! Ach des Achs! der laue Brunn
Der dürren Adern schwellt den Jäscht der Purpurflut!
Meim Blutschaum schreibt mein Elend in den Sand!"

§. 40.

## Der Roman.

Die deutsche Poësie verdankt die Entstehung des Romans Frankreich, dem ums Jahr 1570 entstandenen Amadis. Er wurde in Deutschland nachgeahmt, und die deutschen Romane enthielten Helden- und Liebesgeschichten, die später durch die Stoffe verdrängt wurden, welche das abenteuernde Leben zur Zeit des 30 jähr. Krieges bot und die man zu volkstümlichen Romanen gestaltete.

Die bedeutendste Erscheinung dieser Zeit ist:

Simplicius Simplicissimus, von Christoph von Grimmelshausen, † 16. Aug. 1676 als Amtsschultheiß in dem badischen Städtchen Renchen.

Durch seine Bearbeitung von E. H. Meyer in einer Volksausgabe ist derselbe allgemein zugänglich geworden.

Im 18. Jahrh. schlossen sich an die Abenteuerromane die Robinsonnaden an. Der Engländer Daniel Defoe verfaßte unter dem Titel „Robinson Crusoe" 1719 ein Buch, das in Deutschland eine solche Anzahl von Nachahmungen hervorrief, daß bis zum Jahre 1760, 40 verschiedene Robinsonnaden vorhanden waren; es gab unter andern folgende: Der fränkische Robinson, der moralische Robinson, der medizinische, der unsichtbare Robinson, Jungfer Robinson oder die verschmitzte junge Magd, Robunse mit ihrer Tochter Robinschen u. s. w.

§. 41.

## Die Zeit der aufblühenden, nationalen Dichtung: Gottsched und Bodmer, Anhänger Bodmers.

Im allgemeinen waren die geistigen Zustände im Anfang des 18. Jahrh. der Poësie nicht günstig. An den Höfen und in der vornehmen Welt herrschte das Franzosentum auf allen Gebieten; noch 1750 schreibt Voltaire an einen Pariser Freund aus Potsdam: „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist nur für die Soldaten und für die Pferde, man hat es nur auf der Reise nötig." Auf den Universitäten herrschte das Latein, in der Kirche starre Orthodoxie, vor Gericht fremde Gesetze in sinnlosen Formeln (Reaktion in kirchlicher und staatlicher Beziehung durch Spener und Thomasius).

Im einzelnen aber stand gegenüber den Verirrungen der zweiten schlesisch. Schule dazumal allgemein der Grundsatz fest, daß die Poësie auf der Nachahmung der Natur beruhen müsse. Über die Art und Weise freilich, wie diese Nachahmung auszuführen sei, geriet man in einen Streit, der unter dem Namen „Kampf der Leipziger und Schweitzer" bekannt ist, und dessen Hauptwortführer der Leipziger Gottsched und der Schweitzer Bodmer waren.

Johann Christoph Gottsched, 1700—66, † in Leipzig als Professor der Philosophie und Dichtkunst, sprach in seinem Werke „Versuch einer kritischen Dichtkunst für die Deutschen" 1730, seine dichterischen Grundsätze aus. Gebildet an französ. Mustern und ein leidenschaftlicher Verehrer der franz. Dramatiker betonte er stets die Form, die Nüchternheit und Verständigkeit der Gedanken. Diesen Maßstab legte er an alle poëtischen Erscheinungen und galt bis in die 40ger Jahre als Diktator der mustergültigen, korrekten Poësie. Als er aber aus Opposition gegen Bodmer jede Anschauung, die der Seinigen widersprach, als unberechtigt von der Poësie fern halten wollte und in unbegreiflicher Verkennung des Wahren in den Anschauungen seiner Gegner Unbedeutendes zu Hervorragendem stempeln wollte (Herr von Schönaich), so wandten sich seine bisherigen Anhänger selbstbewußt von ihm ab, und zuletzt fragte niemand mehr nach dem einst gefürchteten Kunstkritiker.

Gleichwohl hat sich Gottsched um die deutsche Literatur große Verdienste erworben, denn

1. brach er die Herrschaft der lat. Versmacherei,

2. verbesserte er das deutsche Theater, indem er neg. in Verbindung mit der Schauspielerin Neuber (1737) den Hanswurst, an dessen Auftreten sich Roheit und Gemeinheit knüpfte, feierlich von der Bühne verbannte, und indem er pos. für ein Repertoire kunstgerechter Schauspiele sorgte. Die Stücke, die dazu gehörten, waren teils Übersetzungen aus fremden Dichtern, teils eigene Schöpfungen, wie sein Trauerspiel: „Der sterbende Cato."

Die Sammlung dieser Stücke erschien 1740—50 unter dem Namen: „Deutsche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet."

Jakob Bodmer, 1698—1783, † als Professor der Geschichte in Zürich, war an der engl. Literatur herangebildet, ein leidenschaftlicher Verehrer derselben, betonte den Inhalt statt der Form und war der Überzeugung, daß nicht Schärfe des Verstandes, sondern Tiefe des Gemütes und eine reiche Phantasie den Dichter mache. In diesem Sinne wies er auf die alten Schätze der deutschen Dichtung hin als auf den Quell neuer Begeisterung (Minnesänger, Nibelungenlied).

Bodmer, unterstützt von Jakob Breitinger, Professor am Gymnasium in Zürich, † 1776, und Gottsched vertraten lange Zeit neben einander in verschiedenen Zeitschriften ihre Anschauungen, bis Letzterer eine Übersetzung Bodmers „das verlorene Paradies" (paradise lost) 1732 abfällig kritisierte. Nun entspann sich ein literar. Kampf, der mit der Niederlage Gottscheds endete.

Die Anhänger Bodmers, bekannt unter dem Namen „Leipziger oder sächsischer Dichterverein," gründeten im Gegensatze zu der von Schwalbe, einem eifrigen Anhänger Gottscheds herausgegebenen Monatsschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" eine eigene Zeitschrift unter dem Namen „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" nach dem Wohnort des Verlegers gewöhnlich „Bremer Beiträge" genannt, 1744.

Die Mitglieder dieses Vereins, wie Ebert, ein begeisterter Freund der engl. Liter., der Satiriker W. Rabe und der Epigrammendichter Kästner waren bestrebt, selbst dichterisch thätig zu sein, aber nur solche Produkte zu veröffentlichen, welche die Kritik, die sie fleißig und ernstlich ausübten, bestanden hatte. Unter ihnen, die es verstanden, durch ihre Leistungen den mittleren Ständen Geschmack an

der deutschen Literatur zu erwecken, ist wegen seiner Volksbeliebtheit hervorzuheben:

Christian Fürchtegott Gellert, geb. 1716 zu Hainichen bei Freiberg in Sachsen. Er studierte unter manchfachen Entbehrungen in Leipzig Theol. und Philos., entsagte der ersteren und habilitierte sich in Leipzig, wo er 1769 als Professor der Philosophie starb.

Er war eine liebenswürdige, ernste, milde, leutselige und fromme Natur, ein reiner Charakter, von untadelhaftem Lebenswandel und deshalb von Alt und Jung verehrt und geliebt.

Als sich Friedrich der Große am 18. Dezbr. 1760 mit ihm unterredet hatte, nannte er ihn tags darauf: „le plus raisonnable de tous les savans allemands."

Auf die weitesten Kreise des Volkslebens wirkte er durch seine Fabeln, die zwar breit angelegt sind, aber sich doch durch eine volkstümliche, klare und leicht verständliche Sprache auszeichnen und voll gesunden Humors und bürgerlicher Ehrbarkeit sind, z. B. „Die Lügenbrücke," „Die Geschichte von dem Hut," „Die Bauern und der Amtmann."

In seinen geistlichen Liedern erreicht er zwar nicht den Ton des Kirchenliedes, doch sind einzelne Lieder recht warm empfunden und sprechen zum Herzen. So „Wie groß ist des Allmächtigen Güte!" oder „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank!"

Seine Lustspiele werden nicht mehr gelesen, und sein Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G.", in dem er durch die nackte Darstellung des Bösen sittlich bessern will, ist verunglückt.

§. 42.

## Hallescher Dichterkreis.

Ähnlich dem Leipziger Dichterverein bildete sich auch in Halle ein Verein, Hallescher oder preuß. Dichterverein genannt, der sich ebenfalls von der literar. Vormundschaft Gottscheds lossagte und nach dem Vorbilde des griech. Dichters Anakreon († 474 v. Chr.) Lieder der Freude, des Weins und der Liebe dichtete. Erst die Kriegsthaten Friedrichs des Großen stimmten ihre Lieder patriotisch.

Durch letztere zeichnen sich aus:

a) Ludwig Gleim, † 1803, wegen seiner Menschenfreundlichkeit, in der er sich junger, aufstrebender Talente annahm, „Vater Gleim" genannt, besingt den Ruhm Friedr. des Großen in den „preußischen

Kriegsliedern eines Grenadiers", 1758, die zwar ohne poëtischen Wert sind, aber damals sehr bewundert wurden.

b) Ewald von Kleist, † 1759 in Folge einer ungefährlichen, aber vernachlässigten Verwundung in der Schlacht bei Kunnersdorf, begründet seinen Ruf durch das beschreibende Idyll „Der Frühling" (angeregt durch das beschreibende Gedicht the seasons von dem Engländer Thomson † 1748), welches eine Reihe von gelungenen Frühlingsschilderungen darstellt, vermischt mit moralischen Betrachtungen.

§. 43.

## Albrecht von Haller und Friedrich von Hagedorn.

Unabhängig von Gottsched und seinem Streit mit Bodmer fernstehend verdienen zwei Männer der Erwähnung, die durch ihre Schöpfungen den Aufschwung der deutschen Literatur begünstigten:

1. Im Süden Albrecht v. Haller, † 1777 in Bern, ahmt die malerisch-didaktische Richtung der Engländer (Pope) nach in „Die Alpen", einem Gedicht, das nicht die Alpennatur, sondern die einfache, zufriedene Lebensweise und die Sittenreinheit der Bewohner derselben schildert.

2. Im Norden Friedrich v. Hagedorn, † 1754 in Hamburg, überträgt seine freie und heitere Lebensanschauung auf seine Poësie, so daß man ihn den Chorführer der Sänger der Lebenslust und des Genusses nannte. Am deutlichsten wird diese Charakterbestimmtheit in seinen Liedern: „An die Freude," „Der Wein", „Der Mai", am wenigsten unter seinen poëtischen Erzählungen, unter welchen die bekannte „Johann, der muntere Seifensieder" wegen der Plattheit ihres Inhaltes mit Unrecht zu den besten gerechnet wird. In den Fabeln ahmte er den Franzosen Lafontaine, † 1695, nach; hervorzuheben sind, „Das Hühnchen und der Diamant", „Der Rabe und der Fuchs."

7. Periode.

1748—1832.

§. 44.

## Die Beziehungen des allgemeinen Kulturzustandes zur Poësie.

In dem Zeitalter Friedrichs des Großen begegnen wir der eigentümlichen Erscheinung, daß die Geschichte der Poësie im um-

gekehrten Verhältnis zur politischen Geschichte steht. Denn während unsere Dichtkunst ihrer Blüte entgegenreift, wird die Ohnmacht des deutschen Reiches immer vollendeter. Und nicht das Reich, nur ein Reichsfürst wahrte der Dichtkunst ein Asyl. Begünstigt wird dieses Heranreifen durch zwei Zeitströmungen:

a) durch die Empfindsamkeit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, eine Stieftochter des alternden Pietismus,

b) durch die Abneigung des Zeitgeistes gegen positive Aufstellungen.

Zugleich befördern phantasievolle und kritisch schaffende Geister' welche den Kampf der deutschen Sprache um Gleichberechtigung mit der lateinischen siegreich durchkämpfen, die Klassizität der deutschen Literatur.

Zur Zeit der Freiheitskriege und durch die Erhebung Preußens lebt der vaterländische Sinn des deutschen Volkes auf; in den Liedern der Freiheitssänger wird die erregte Stimmung des Volkes erkennbar. Aber nur auf kurze Zeit! Denn die Ermüdung, in welche das deutsche Volk nach seiner gewaltigen Erhebung versank, teilte auch seine Poësie, bis die Julirevolution in Frankreich 1830 auch in Deutschland wieder ein größeres, politisches Interesse erweckte. An diesem Erwachen nimmt die deutsche Lyrik, wenn auch nur durch seine Tendenzdichtung teil.

§. 45.

## Klopstock.

Friedrich Gottfried Klopstock war geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg als der älteste Knabe des Kommissionsrates Klopstock. Auf dem Amtsgute Friedeberg, das sein Vater gepachtet hatte, wuchs er in der Ungebundenheit des Landlebens heran, ohne eine besondere Neigung zum Lernen erkennen zu lassen. Erst als er 1739 in die berühmte Schule zu Pforta aufgenommen wurde, erwachte mit der Neigung zum Studium der Alten auch die zur Beschäftigung mit der deutschen Literatur. Schon hier faßte er den Plan, Heinrich I. in einem deutschen Epos zu verherrlichen. 1745 bezog er die Universität Jena, siedelte aber schon ein Jahr darauf nach Leipzig über, wo er sich dem sächsischen Dichterverein anschloß.

In demselben Jahre, in dem die ersten drei Gesänge seines Messias erschienen, verließ er Leipzig und nahm im Hause eines Verwandten eine Hauslehrerstelle in Langensalza an. Hier erfaßte ihn eine

unerwiderte Neigung zu der Schwester seines Freundes „Schmidt," zu „Der Fanny" seiner Oden.

Sein Messias gewann ihm auch auswärts Freunde, und 1750 lud ihn Bodmer nach Zürich ein. Doch die herzliche Aufnahme wich bald einer Verstimmung, und schon dachte Klopstock daran, eine Lehrerstelle an dem Carolinum zu Braunschweig anzunehmen, als Friedrich II. von Dänemark, welcher durch seinen Minister Bernstorff auf ihn aufmerksam gemacht worden war, ihn unter dem Anerbieten eines Jahrgehaltes von 400 Thlr. zu sich nach Kopenhagen einlud. Auf seiner Reise dorthin lernte er in Hamburg seine nachmalige Gattin Margaretha Moller „Die Cidli" seiner Oden kennen. In Kopenhagen lebte er von 1751—70.

Als nach dem Tode des Königs Graf Bernstorff durch Struensee, den Günstling Christian VII. verdrängt wurde, verließ auch Klopstock als dänischer Legationsrat seine zweite Heimat und siedelte sich in Hamburg an, wo er den 14. März 1803 verschied. In Ottensen, einem Dorfe bei Altona, liegt er begraben.

Klopstock begründete seinen Ruhm durch „Den Messias", dessen drei ersten Gesänge 1748 in den Bremer Beiträgen erschienen; 1773 wurde das ganze religiöse Epos vollendet. Es wurde so genannt, obgleich es dem Gedicht als Ganzes betrachtet an Inhalt fehlt. Gleich am Anfang desselben spricht Klopstock seine Absicht aus, die ihn bei der Dichtung leitete:

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit
Leidend, getötet und verherrlichet, wieder erhöht hat.

Die Form, der sich Klopstock dabei bediente, ist der antike, reimlose Hexameter.

„Die außerordentliche Wirkung der Messiade, namentlich ihrer ersten Hälfte, auf die Zeitgenossen verdankt sie dem Umstande, daß man weniger einen ästhetischen, als einen religiösen Maßstab der Beurteilung an dieselbe anlegte." Denn so kraftvoll auch die Sprache Klopstocks, so überwältigend auch der hohe lyrische Schwung ist, in dem er sich selbst zu erhalten weiß, so können doch nur wenige Menschen ihr Gemütsleben bis zu dieser Höhe stimmen und darauf erhalten, zumal das Ideale, Abstrakte, das Gestalt- und Farblose, die in unendlicher Melodie sich wiederholenden Reflexionen, über-

haupt das Überschwengliche unendlich ermüdet, weshalb auch mit Recht Lessing in Bezug auf den Messias sagt:

„Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? Nein.
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein.“

Indes lag Klopstocks eigentlicher Dichterberuf nach seiner lyrischen Beanlagung auf Seiten der Oden, wenngleich auch für sie Schillers Wort gilt: „daß man jeden Genuß, den seine (Klopst.) Dichtungen gewähren, durch eine Übung der Denkkraft erringen muß.“ In seinen Oden, leider in allen möglichen antiken Versmaßen, die unserer Sprache durchaus fremdartig sind, mit grundsätzlicher Nichtanwendung des Reims, preist er Freundschaft, Liebe, Vaterland, und als den Grundton seiner Oden müssen wir die Religion bezeichnen.

In seine Jugendzeit fallen die Freundschaftsoden. Die Ode „Wingolf“ (Tempel der Freundschaft) feiert seine sächsischen Freunde, die Trennung von ihnen beklagt er in den Elegien: „An Gisete“, „An Ebert“, „Die frühen Gräber.“

Derselben Zeit gehören die Oden an, in denen er in tiefgemütvoller Weise die Liebe besingt: „An Fanny“, „An Cidli“, „Das Rosenband“. Am deutlichsten wird die Erhabenheit dieser religiös durchhauchten Liebe gegenüber dem Anakreotischen Liebesgetändel, wenn sie auch nicht frei zu sprechen ist von einer krankhaften Sentimentalität und Weinerlichkeit.

Um Vaterlandsliebe zu entzünden, dichtete Klopstock vaterländische Oden. Und zwar erblickte er in der Vergangenheit den Ruhm und die Herrlichkeit seines Vaterlandes, weshalb er in das Altertum zurückgriff und insbesondere die germanische Mythologie statt der griechischen und römischen allgemein zugänglich zu machen suchte, freilich ohne Erfolg, da er die irrtümliche Meinung hegte, man könne mit leeren, unverständlichen Namen eine Nation, die ihre Zusammengehörigkeit erst zu ahnen beginnt, für ihre Kindheitsdichtung interessieren. Erst in unserm Jahrh., in dem das deutsche Volk seine staatliche Einheit gewinnt, erwacht das Interesse für seine älteste, ureigene Dichtung.

Klopstocks Dramen und Bardiete (Bardenspiele), in denen er biblische und deutsche Helden, namentlich Hermann (der Name Armin

wurde durch Klopstock verdrängt) verherrlicht, sind heutzutage nicht mehr gekannt, ebenso wenig die geschmacklosen Nachahmer des geschmacklosen Bardengesangs Klopstocks, die Dichter des sogenannten „Bardengebrülls“ (Denis und Kretschmann).

Endlich sind seine geistlichen Lieder wegen ihrer Subjektivität nicht Gemeingut des Volkes geworden mit alleiniger Ausnahme des allbekannten Grabliedes: „Auferstehen, ja, auferstehen u. s. w.“

„Trotz dieser großen Schattenseiten der Klopstockischen Poësie ist sie doch die Morgenröte einer neuen Zeit gewesen, und wie man erzählt, daß der alte Blücher am Grabe des Messiassängers nie vorüber gegangen sei, ohne das Haupt zu entblößen, so wird ihm auch sein Volk in aller Zukunft verdienten Dank zollen und ihm eine Ehrenstelle in seinen Erinnerungen wahren.“

§. 46.

## Wieland.

Christoph Martin Wieland wurde geboren den 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim bei Biberach (Schwaben) als der Sohn eines Pfarrers. Er absolvierte die Schule in Kloster Bergen und besuchte die Universitäten Erfurt und Tübingen, wo er sich nach zweimaligem Wechsel seiner Fachstudien mit Philosophie und Literatur beschäftigte.

Durch sein unvollendet gebliebenes Epos Arminius wurde er Bodmer bekannt, der ihn zu sich einlud, und unter dessen Einfluß er in jugendlicher Maßlosigkeit die Anakreontiker bekämpfte.

1760 wurde er Kanzleidirektor in Biberach, und aus dem religiös-schwärmerischen Jüngling wurde ein die Sinnlichkeit feiernder Mann. Dieser Umschwung der Gesinnung bewirkte außer der Kritik, die Lessing an der Klopstockschen Richtung übte, sein vertrauter Umgang mit dem Kurmainzischen Minister, Grafen Stadion, in der Nähe von Biberach, der ihn einen Blick thun ließ in das schöngeistige und zugleich sinnliche Wohlleben der höheren Stände und der sein Bekanntwerden mit der freigeistigen Literatur der Franzosen und Engländer vermittelte. Und wie er einst gegen die Anakreontiker geeifert, so eiferte man nun gegen ihn. Die Mitglieder des Hainbundes zündeten sich an seinen Schriften die Pfeifen an.

Nach dem Tode Stadions löste sich der Kreis, in dem Wieland lebte, auf, und er selbst wurde Professor der Philosophie in Erfurt.

Sein „goldener Spiegel“ 1772, in dem er in ernster Weise Regierungsgrundsätze entwickelt, bewirkte, daß er Erzieher des Erbprinzen Karl August von Weimar wurde. In dieser Stellung lebte er in freundschaftlichem Verkehr mit den großen Männern seiner Zeit, mit Goethe, Schiller und Herder, bis zu seinem Tod, den 20. Januar 1813.

In Wielands geistiger Entwicklung lassen sich drei Perioden unterscheiden: eine religiöse, eine sinnliche, eine ernste. Seine religiöse Periode fällt in seine Jugendzeit. Da aber seine Frömmigkeit eine nur äußerlich angeeignete, keine im inneren Kampf errungene war, so trug sie auch nicht die Bürgschaft der Dauer in sich. Deshalb ist auch der Übergang in die sinnliche Periode ein sehr rascher und innerlich wahrer, als der Zustand in der ersten Periode. Die Reife des Mannesalters und die Pflichten des Amtes zeitigten in seiner dritten Periode eine ernste Lebensanschauung, aus der heraus er Werke von dauerhaftem Werte geschaffen hat.

Aus der großen Anzahl seiner (meist prosaischen) Werke ragt Wielands bedeutendstes Dichterwerk hervor: der Oberon, 1780.

Hüon, der Sohn des Herzogs von Guienne, mußte zur Sühne einer Schuld — er hat einen Sohn Karls des Großen erschlagen — eine schwierige Heldenthat ausführen. Er sollte nämlich nach Bagdad reisen, in den Saal des Chalifen eindringen, demjenigen das Haupt abschlagen, der zur Linken des Chalifen sitzt, des Letzteren Tochter als Braut heimführen und vom Chalifen selbst vier Backenzähne und eine Hand voll Barthaare mitbringen. Auf dem Wege dorthin traf Hüon in einer Höhle des Libanon einen Einsiedler, in dem er bald Scherasmin, einen ehemaligen Knappen seines Vaters, der auf einem Kreuzzuge dort zurückgeblieben war, erkannte. Dieser schloß sich ihm an, und auf ihrem weiteren Zuge erschien ihnen in einem Zauberwalde Oberon, der König der Elfen, der sich von seiner Gemalin Titania mit dem Gelübde getrennt hatte, erst dann sich wieder mit ihr zu vereinigen, wenn er Zwei gefunden, die lieber in den Flammen sterben würden, als der Liebe untreu werden. Er schenkt Hüon ein Zauberhorn, das, leise geblasen, alle in eine Tanzwut versetzt, und auf dessen lauten Schall Oberon selbst zur Hilfe herbeieilt: dazu einen Zauberbecher, der sich mit edlem Wein füllt, wenn ihn ein Edler an den Mund setzt.

Hüon und Rezia, die Tochter des Chalifen, sehen sich einan-

der im Traume, und als nun Hüon am Hofe des Chalifen erscheint, erkennen sie sich sogleich. Der für Rezia bestimmte Bräutigam wird niedergemacht, und die Wut der Sarazenen, die sich darüber gegen Hüon wendet, in Tanzwut umgewandelt. Da sich der Chalif weigert, Backenzähne und Barthaare auszuliefern, und die Sarazenen von neuem auf Hüon eindringen, ruft Scherasmin durch starkes Blasen des Zauberhornes Oberon zu Hilfe, der sogleich erscheint, dem Chalifen Backenzähne und Barthaare abnimmt und die Liebenden auf seinem Zauberwagen entführt.

Nun beginnt die Zeit der Prüfungen für die Treue dieser beiden Liebenden, und erst nachdem sie in allen Prüfungen, auch angesichts des Feuertodes einander Treue bewiesen haben, bringt sie Oberon glücklich nach Paris zurück und vereinigt sich sodann wieder mit seiner Gattin.

Als Vorbild zu diesem Werke dienten Wieland:

1. Der Sommernachtstraum von Shakespeare und
2. Der altfranz. Roman Huon de Bordeaux.

Das Urteil über den bleibenden Wert dieses Gedichtes hat schon Goethe gefällt, wenn er sagt: „So lange Poësie Poësie, Gold Gold und Krystall Krystall bleibt, wird das Gedicht als Meisterwerk poëtischer Kunst geliebt und geehrt werden.“

Außerdem ist Wieland auch ein verdienstvoller Übersetzer von Shakespeare, Lucian, der Episteln und Satiren des Horaz und der Briefe des Cicero.

Trotz der ausgesprochenen Richtung Wielands zur entnervenden Sinnlichkeit, ja Lüsternheit, dürfen doch seine großen Verdienste um die deutsche Literatur nicht übersehen werden.

Durch die elastische, gefällige und anmutige Sprache, in der er seine Romane schrieb, gewann er die höheren Stände für die deutsche Literatur, da sie in Wielands Romanen die ihnen aus der franz. Literatur bekannte Eleganz des Ausdrucks wieder fanden.

Den Reim, den Klopstock aus allzugroßem Eifer für die Nachahmung des antiken Metrums verschmähte, setzte er wieder in seine Rechte und Ehren ein.

Auch ist es Wieland zu danken, daß er dem überschwenglichen Idealismus Klopstocks gegenüber einem gesunden Realismus zum Leben verhalf.

§. 47.

## Göttinger Dichterbund (Hainbund).

Nach dem Vorgange von Leipzig und Halle vereinigte sich auch in Göttingen eine kleine Zahl junger, talentvoller Männer und lieferten zu dem von Boie 1770 gegründeten „Göttinger Musenalmanach" poëtische Beiträge. Die bemerkenswertesten Mitglieder waren: Voß, Leisewitz, Hölty, die beiden Stolberg und Miller. Sie verdammten Wielands sinnliche Richtung und schwärmten für Klopstocks religiös-nationale Dichtung. Man nannte später diesen Dichterbund auch Hainbund, weil 1772 die Mitarbeiter des Almanachs: Voß, Hölty, Miller und drei andere Freunde auf einem Spaziergange in einem Eichenhain den Bund der Freundschaft schlossen mit dem Schwur: „Religion, Tugend, Empfindung und einen unschuldigen Witz zu verbreiten."

Obwohl dieser Dichterbund nur von kurzer Dauer war, da die Glieder desselben schon 1775 nach allen Seiten auseinandergegangen waren, so haben doch nachfolgende Männer durch den volkstümlichen Ton ihrer Gedichte eine große Bedeutung für die Literatur:

1. Gottfried August Bürger, geb. 1747 zu Molmerswende (im Halberstädtschen) und gestorben 1794 nach manchen traurigen Erfahrungen und schweren sittlichen Verirrungen, so daß man auf sein Leben sein eigenes Wort anwenden kann:

„Meiner Palmen Keime starben eines bessern Lenzes wert."

Bürger hat, angeregt durch Percys Sammlung altengl. Balladen (Reliques of English ancient poetry) die Ballade in die deutsche Literatur eingeführt und sie sogleich mit Meisterschaft behandelt. Seinen Dichterruhm begründete Lenore 1774, in der er den vom Tode wiederkehrenden Bräutigam besingt, der die Geliebte im nächtlichen Geisterritt mit sich in den Tod führt. Hieher gehören ferner: „Das Lied vom braven Mann," „Der wilde Jäger," und die poëtische Erzählung „Der Kaiser und der Abt." Doch muß zugestanden werden, daß sich die Tonmalerei in seinen besten Balladen noch ungebührlich breit macht, und andere nicht frei sind von niedriger Denkungsart.

Seine Sonetten, wie „An das Herz", „Verlust" gehören zu den besten lyrischen Gedichten, welche unsere Literatur besitzt.

2. Johann Heinrich Voß, 1751—1826, ein Mecklenburger, leistete Bedeutendes nur in der Idylle, in der sich wenig Handlung,

aber viel Detailmalerei findet. Es fehlte ihm die für einen Dichter notwendige schöpferische Phantasie. Seine bekannten und noch immer gelesenen Idyllen sind:

a) Luise, ein ländliches Gedicht, in 3 Gesängen, 1795.

1. Ges.: Die Feier des Geburtstagsfestes Luisens, der Tochter des Pfarrers zu Grünau, in Anwesenheit ihres Verlobten, des Pfarrers Walter.

2. Ges.: Pfarrer Walter besucht seine Verlobte.

3. Ges.: Vermählung, „ein Kultur- und Kostümbild" des einfach bürgerlichen Lebens im 18. Jahrh.

b) Der siebzigste Geburtstag: Tann, ein biederer Schulmeister, feiert seinen Geburtstag und wird von seinem Sohn, der jüngst zum Pfarrer ernannt worden war, und dessen Frau, die ihren schlafenden Schwiegervater mit einem Kusse aufweckt, besucht.

Mit seinen Übersetzungen Homers (Odyssee und Ilias) erwarb sich Voß ein Verdienst, wenn auch nicht ein hervorragendes.

Obgleich nicht zum Dichterbund gehörend, doch im vertrauten Verkehr mit den Göttingern steht:

Matthias Claudius, 1740—1815, ein Holsteiner. Begeistert für Vaterland und Religion und ein Freund des Volkes dichtete er Lieder, in denen er den Volkston fast immer sehr glücklich traf. Dazu gehören: „Der Mond ist aufgegangen," „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben," „Die Geschichte von Goliath und David" und „Urians Reise um die Welt."

Seine sämtlichen Werke, Poëtisches und Prosaisches (seine Prosa hat etwas Maniriertes) gab er heraus unter dem Titel „Asmus omnia secum portans" = Asmus, der, was er hat, bei sich trägt.

§. 48.

## Lessing.

Gotthold Ephraim Lessing wurde geboren den 22. Jan. 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, wo sein Vater Oberpfarrer war. Schon auf der Fürstenschule zu Meißen zeigte er eine hervorragende Begabung. In Leipzig (1746) studierte er anfangs Theologie, dann Medizin, beschäftigte sich dabei eingehend mit Philosophie und Dichtkunst, namentlich der dramatischen. Bald stand er zum großen Leidwesen seiner Eltern im intimen Verkehr mit Schauspielern. Doch wurde er auch mit hervorragenden Männern bekannt, den bei-

den Schlegel, Weiß (dem Verfasser des lange Zeit vielgelesenen Kinderfreundes) und mit Mylius, einem begabten, vielbeschäftigten, unruhigen Literaten. Mit diesem begab er sich nach Berlin. 1756 wollte er mit dem Leipziger Kaufmann eine Bildungsreise unternehmen, wurde aber durch den Ausbruch des 7 jähr. Krieges an deren Ausführung gehindert. 1760—63 treffen wir ihn als Gouvernementssekretär beim General Tauenzien, wo er mitten unter den Zerstreuungen des Krieges und trotz seines ungebundenen Soldatenlebens seine Studien eifrig pflegte.

Von hier aus kehrte er wieder nach Berlin zurück, wo er mit dem jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Fr. Nikolai Freundschaftsbande knüpfte, die Literaturbriefe und Laokoon vollendete. Aber die Aussicht auf die erledigte Oberbibliothekarstelle an der Berliner Universität verwirklichte sich nicht, und er folgte deshalb 1767 einem Rufe nach Hamburg als Theaterkritiker. Da aber die Hoffnnngen, die er an diese Stelle knüpfte, nicht in Erfüllung gingen, nahm er 1769 mit Freude die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel an. 1775 hatte er auch das Glück, als Begleiter des braunschweigischen Prinzen Leopold Italien zu sehen. Als er sich 1776 mit Eva König verheiratete, glaubte er nun in Ruhe und Glück seine Tage beschließen zu können. Aber der Tod seiner geliebten Gattin (1778) und sein liter. Kampf mit der orthodox. Geistlichkeit erregten ihn aufs heftigste, so daß seine körperliche Kraft erlahmte, und er plötzlich den 15. Febr. 1781 zu Braunschweig, wohin er einen Ausflug unternommen hatte, starb.

Lessings Verdienste liegen: 1. in der Durchbildung der deutschen Prosa, 2. in seinen ästhetisch-kritischen Schriften, und 3. in der Weiterbildung des Drama, für das er eine nationale Grundlage schuf.

Lessings hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Dramatik sind:

1. Minna v. Barnhelm,
2. Emilia Galotti,
3. Nathan der Weise.

1. Minna v. Barnhelm. Hatte Lessing schon in seinem Trauerspiel Miss Sara Samson, 1755, das Unerhörte gewagt und die Geschichte einer schlichten Familie zum Gegenstand des Drama gemacht, so mußte Minna v. Barnhelm, 1763 vollendet, 1767 er-

schienen, das größte Aufsehen erregen. Er hatte damit seine eigenen Forderungen in den Literaturbriefen erfüllt, daß nämlich das Drama keine fernliegenden, fremdländischen Stoffe, sondern das naheliegende, nationale Leben darstellen müsse. Es war ein echt nationales Stück, auf dem Hintergrund des 7 jähr. Krieges erbaut.

Minna v. Barnhelm ist die Verlobte des preuß. Majors von Tellheim. Während des 7 jähr. Krieges soll er in einem armen sächsischen Kreise Kontributionen erheben, und um die armen Leute nicht unglücklich zu machen, schießt er das Geld aus seinen eigenen, nicht eben weit reichenden Mitteln vor. Dadurch gewinnt er die Liebe des sächs. Edelfräuleins Minna v. Barnhelm. Nach beendigtem Kriege wird der Major in entehrender Weise des Dienstes entlassen. Als edel denkender und feinfühlender Mann will er nun das Geschick des Edelfräuleins nicht an das Seinige knüpfen und lebt unbekannt in einem Gasthaus zu Berlin. Aber Minna, die lange Zeit nichts von ihrem Verlobten gehört, sucht nach ihm, findet ihn und weiß ihn durch eine List, indem sie sich stellt, als käme sie hilfeflehend zu ihm, da sie von ihrem Oheim um ihrer Liebe willen zu Tellheim enterbt worden sei, für sich zu gewinnen. Der Konflickt zwischen Ehre und Liebe, in den dadurch Tellheim gerät, wird ausgeglichen; der herbeigekommene Oheim und ein Handbillet des Königs, durch den v. Tellheims Ehre wiederhergestellt wird, bringt Alles wieder in Ordnung.

Im Drama selbst führt Lessing einen Liebesroman zwischen dem Wachtmeister Werner und der Kammerjungfer Franziska in der heitersten Weise neben der Haupthandlung durch. Auf Tellheims Seite stehen: Just, sein Diener; Paul Werner, der frühere Wachtmeister; auf Minnas Seite: Franziska, ihr Kammermädchen und ihr Oheim, Graf von Bruchsal. Daneben treten auf: der Wirt, die Witwe des Stabsrittmeisters und der Lieutenant Riccaut de la Marlinière.

In seiner „Hamburger Dramaturgie“, 1767|68, stellte Lessing als Grundsätze des Drama fest:

1. Nicht die drei klassischen Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung sind von wesentlicher Bedeutung, sondern allein die Einheit der Handlung.

2. Es kommt überhaupt im Drama und insbesondere in der Tragödie nicht auf Äußerlichkeiten an, sondern auf die Läuterung

unserer **Furcht** und unseres **Mitleides** von unlauteren Bestandteilen (katharsis = Reinigung).

Um seine Theorie durch die Praxis zu erhärten, erscheint 1772

2. **Emilia Galotti**, ein Trauerspiel, worin die Erzählung des Livius von Virginia modernisiert wird.

Emilia, die Tochter Odoardo Galottis, eines Edelmanns von strengen Grundsätzen, erregt durch ihre Schönheit in dem Prinzen von Guastalla das Verlangen, sie zu besitzen. Da sie aber die Verlobte des Grafen Appiani ist, kann er nur durch ein Verbrechen in ihren Besitz gelangen. Deshalb überläßt er seinem gewissenlosen Kammerherrn Marinelli die Vorbereitung und Ausführung der verbrecherischen That, und der Wagen, in dem Appiani zur Vermählung fährt, wird von Banditen angefallen, der Graf ermordet und Emilia auf das Lustschloß des Prinzen, Dosalo, gebracht. Der Prinz selbst stellt sich überrascht und verspricht Emilia vollständige Genugthuung; aber die Gräfin Orsina, die frühere Geliebte des Prinzen, läßt Emilia ahnen, weshalb sie sich in Dosalo befindet. Um nun kein Leben in Schande führen zu müssen, wird sie von ihrem Vater, den sie dazu nötigt, mit einem Dolche getötet.

Als Bibliothekar in Wolfenbüttel gab Lessing eine Schrift heraus unter dem Titel „Zur Geschichte und Literatur." Im dritten Stück dieser Beiträge veröffentlichte er eine von Reimarus (Prof. der Mathematik in Hamburg † 1768) verfaßte rationalistische Schrift: „Von der Duldung der Deisten, Fragment eines Ungenannten." Darüber entspann sich ein lebhafter Streit zwischen den Vertretern der orthodoxen Kirche (Pastor Goeze in Hamburg) und Lessing.

Mit Bezugnahme auf diesen Streit schreibt Lessing:

**Nathan der Weise**, dramatisches Tendenzgedicht, 1779, in dem er sein Glaubensbekenntnis poëtisch aussprechen wollte, nämlich die Überzeugung:

a) Daß der **göttliche** Ursprung einer Religion sich nicht **erweisen**, sondern nur **glauben** lasse, und

b) Daß die höchste Pflicht des Menschen nicht in dem **Glauben** an wenige oder viele Dogmen bestehe, sondern in der **Ausübung der Tugend**, in der vertrauensvollen **Verehrung Gottes** und in der **Liebe zu den Menschen**.

Inhalt:

Ein Tempelherr kommt bei einem Kreuzzuge nach Palästina,

wird gefangen genommen, aber vom Sultan wegen einer Aehnlichkeit, die er mit seinem (Sultans) Bruder haben sollte, begnadigt. Beiden kommt die Sache aus dem Sinn. Der Tempelherr rettet ein Judenmädchen (Recha, Nathans angenommene Tochter) aus dem Feuer und kommt dadurch wohl oder übel mit Nathan selbst in Berührung. Auch Recha lernt er kennen und wird von Liebe zu ihr erfaßt. Er wirbt bei Nathan, aber dieser zögert zum höchsten Aerger des Tempelherrn mit einer entscheidenden Antwort. Der Sultan, ein Klosterbruder, der Patriarch von Jerusalem kommt mit ins Spiel, und zuletzt stellt sich heraus, daß Recha und der Tempelherr Kinder des Bruders von Saladin sind. Ohne Unterschied der Religion lieben sie sich gegenseitig und verehren in Nathan ihren Freund und Wohlthäter.

Saladin — Assad — Sittah
=
(Wolf v. Filneck)
verm. mit einer
Staufischen Edelfrau

| | |
|---|---|
| Leu v. Filneck, (Tempelherr) | Blanda v. Filneck, (Recha). |

Der Inhalt des Drama spitzt sich zu in der Erzählung Nathans von den drei Ringen. Die älteste Aufzeichnung dieser Parabel findet sich in einem altfranz. Gedicht aus dem 13. Jahrh., daraus entnahm sie Boccaccio und aus diesem Lessing.

Lessing ist in seinem Drama der christlichen Religion *nicht gerecht* geworden; die durchaus edlen Vertreter des Islam und der mosaischen Religion verlangen gleich edle Vertreter des Christentums. Der Tempelherr, der Klosterbruder und Sittah sind es nicht, und im Patriarchen ist nur ein häßlicher Auswuchs des Christentums gezeichnet. Wohl wollte Lessing nicht die Religionen gegen einander halten und vergleichen, sondern nur *das Echte* in den verschiedenen Religionen durch Repräsentanten zur Darstellung bringen. Nach dem Repräsentanten des Echten in der christl. Religion sucht man aber vergebens.

Für das im deutschen Drama gebräuchliche *Versmaß* ist Lessings Nathan insofern von Bedeutung geworden, als *der reimlose 5füssige Jambus* von dortan im Drama fast ausschließlich angewendet wird.

§. 49.

## Herder.

Johann Gottfried Herder wurde geboren zu Mohrungen (Ostpreußen) 1734, wo sein Vater ein armer Elementarlehrer war. Nach einer harten Jugend nahm ihn 1762 ein russischer Regimentschirurg Schwarzerloh mit nach Königsberg, wo er anfing, Medizin zu studieren. Doch vertauschte er dieses Studium mit dem der Theologie, und es gelang ihm, mit Hilfe von Wohlthätern die Universität zu absolvieren.

In Königsberg übten der Philosoph Kant (1724—1804) und der Mystiker Hamann, † 1788, einen großen Einfluß auf die geistige Entwicklung Herders aus.

Nachdem er eine kurze Zeit Lehrer gewesen war, wurde er 1769 Reisebegleiter des Prinzen von Holstein. Aber er kam nur bis nach Straßburg, wo er von einem Augenübel erfaßt wurde. Hier machte er die Bekanntschaft mit Goethe, was für beide Männer folgenreich war.

1776 wurde Herder durch Goethes Vermittlung nach Weimar als Generalsuperintendent gerufen und stieg bis zum Präsidenten des Konsistoriums. Nach längerer Krankheit starb er den 18. Dezember 1803.

Herder war ein überaus fruchtbarer Schriftsteller, der sich auf den verschiedensten Gebieten bewegte, wie Theologie, Philologie, Philosophie, Poësie und Geschichte. Um die Entwicklung der deutschen Dichtung hat er sich sehr große Verdienste erworben. Einmal kämpfte er in den Fragmenten „Über die neuere deutsche Literatur“ 1767, für Nachbildung der klassischen Alten, nicht für Nachahmung; sodann schied er in „Den kritischen Wäldern“ 1769 und in „Den Blättern von deutscher Art und Kunst“ scharf zwischen Kunst- und Naturpoësie, betonte mit vollem Nachdruck die natürliche Dichtung als die echte, welche er eben im Volkslied erkannte, und machte durch poëtische Übertragungen, worin er Meister war, uns auch die Volkslieder anderer Völker zugänglich „Stimmen der Völker in Liedern“, 1778. Herders ganze Thätigkeit war bahnbrechend für die Wissenschaft der Literatur, insofern er überall anregend wirkte. „Ohne ihn ist Göthes und Schillers Dichtung, wie die der ganzen romantischen Schule gar nicht denkbar.“

Zu den Dichtungen letztgenannter Art gehört auch der Cid, der erst nach seinem Tode 1805 erschien. Die Romanzen, aus denen Cid besteht, sind der größeren Anzahl nach nicht aus dem spanischen Original übersetzt, sondern nach einer französischen Prosabearbeitung umgedichtet. Sie handeln von Cid (Cid el battal = Herr der Schlacht, auch Campeador = unvergleichlicher Held), dem spanischen Nationalhelden Rodrigo Diaz, Grafen von Vivar, † 1099 unter Alfons VI.

Von Herders eigenen Dichtungen, die sämtlich etwas Lehrhaftes haben, sind folgende Legenden besonders namhaft zu machen: „Der gerettete Jüngling“ und „Die wiedergefundenen Söhne.“

§. 50.

## Sturm- und Drangperiode.

In den 70. Jahren des 18. Jahrhunderts ging in der Religion (Rationalismus) und im Erziehungswesen (Ideen Rousseaus) das Streben durch Deutschland, sich von aller geschichtlichen Entwicklung loszulösen und sich auf sich selbst zu stellen. Und so auch in der Poësie. In schwärmerischer Begeisterung für Klopstock, in sympathischer Hingabe an die heitere Sinnlichkeit Wielands glaubte jeder in der Literatur Reformator werden zu können, wenn er nur den Mut hätte, mit den beengenden Gesetzen und Regeln zu brechen und der Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Der regellose Shakespeare schien allen nachahmungswert und das Volkslied die einzig wahre, weil ungekünstelte Dichtung. Die Weisungen Herders, zur Urzeit, zum Volkslied, zu Homer, zu Shakespeare zurückzukehren wurden „mit einer Art von begeisterter Wildheit aufgenommen.“ Jeder suchte ein Original zu werden, weil er sich für ein Genie hielt. Sagt doch selbst Goethe: „Es ist einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatischer Stücke zu reden, über die Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende und wie das Zeug alles hieß, und daß man nunmehr stracks auf den Inhalt los geht, der sich sonst von selbst zu geben schien. Das Zusammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit; und wenn je ein Beispiel gefährlich sein sollte, so ists doch im Grunde besser, ein verworrenes Stück machen als ein kaltes.“

Genialität und Originalität waren deshalb die Losungsworte dieser Zeit, und man nannte diese Periode die „der Original-

und Kraftgenie“ oder nach einem Drama von Klinger „die Sturm- und Drangperiode.“

Starkgeistige Naturen, wie Goethe und Schiller, wurden Herr über diese unklare, überspannte Anschauung und gelangten zu der Überzeugung, daß auch für das Genie ein Gesetz bestehe, während schwächere, in leidenschaftlicher Erfassung und Aneignung dieser Unnatur, welche sie auch auf ihr sittliches und gesellschaftliches Leben übertrugen, zu Grunde gingen.

Maximilian Klinger, geb. 1752 zu Frankfurt a.M., als der Sohn eines Holzhackers und gestorben 1831 als russischer Generallieutenant und Kurator der Universität Dorpat, war ein hervorragendes Originalgenie und gab durch sein Schauspiel „Sturm und Drang“, 1776, der ganzen Periode ihren Namen. Berühmt wurde er durch sein Trauerspiel „Die Zwillinge“, mit dem er über „Julius von Tarent“ von Leisewitz siegte.

§. 51.

## Jean Paul.

Während die Kraft „und Originalgenie leidenschaftlich gegen das geschichtlich Gewordene in Staat und Kirche, in Gesellschaft und Literatur kämpften, trieb es andere, die auch Kinder der Sturm- und Drangperiode waren, dazu, die Welt humoristisch aufzufassen, halb mitleidig, halb spöttisch. Zu diesen Männern, die unter Thränen lächeln, gehört Jean Paul Friedrich Richter, kurzweg „Jean Paul“ genannt, geb. 1763 zu Wunsiedel bei Baireuth. Schon auf dem Gymnasium zu Hof zeigte sich seine Eigenart, alles Auffallende und Interessante anzumerken, um es gelegentlich anzubringen. Die Not und sein eigener Wille trieben ihn zu schriftstellerischen Arbeiten, die ihn zu seiner Zeit sehr bekannt machten. Der Fürstprimas von Dalberg setzte ihm in Anerkennung seiner Leistungen einen ansehnlichen Jahrgehalt aus, den nach Auflösung des Rheinbundes der König von Bayern leistete, und der ihn in den Stand setzte, 1804 seinen bleibenden Aufenthalt in Baireuth zu nehmen, wo er 1825 starb.

Seine Romane werden heutigen Tages nicht mehr gelesen, da seine zügellose Phantasie, die sich in ununterbrochenen, blendenden, nach Effekt haschenden, bald geistreichen, bald abgeschmackten Witzeleien, in einem unklaren, verworrenen Stil (Schachtelsystem) dar-

stellt, es zu keinem reinen, dauernden und ruhigen Genuß kommen läßt.

Seine Idyllen aber, wie „Quintus Fixlein" oder „Das Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal" werden mit Recht noch immer gelesen und geachtet.

§. 52.

## Goethe.

1. Goethes Jugend und erste Dichterperiode, 1749—75.

Johann Wolfgang Goethe wurde geboren den 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main; sein Vater Johann Kaspar, † 1782, der väterlicherseits dem Handwerkerstand entstammte, hatte sich zum Patrizier aufgeschwungen und genoß als kaiserlicher Rat und Schwiegersohn des Stadtschultheißen Textor großes Ansehen; seine Mutter, „die Frau Rat", hieß Katharina Elisabeth, † 1808. Beiden verdankte der Sohn liebenswürdige Eigenschaften:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum Fabulieren."

Schon in der Wiege lächelte ihm das Glück. Frankfurt mit seinen geschichtlichen Denkmälern und seinen jährlichen Messen gab dem Knaben überreichen Stoff zum Nachdenken. Während des 7 jährigen Krieges erhielt Goethes Vaters den franz. Grafen Thorane ins Quartier. Da dieser in dem Hause seines Quartiergebers eine Reihe der schönsten Bilder von den geschicktesten Malern ausführen ließ, kam der Knabe mit den Künstlern in vielfältige Berührung, und der Sinn für Malerei wurde in ihm angeregt, wie der für das Theater, das dem franz. Heere auf dem Fuße gefolgt war.

Goethe, der keine öffentliche Schule besuchte, sondern im Elternhause und vorzugsweise von seinem Vater mehr angeregt, als unterrichtet wurde, bezog im Jahre 1765, 16 jährig, die Universität Leipzig, um die Rechte zu studieren. Allein er fand an diesem Studium keinen eigentlichen Gefallen, wie es ihm in Leipzig überhaupt nicht behagte. Doch fallen in seinen Leipziger Aufenthalt seine ersten dramatischen Versuche „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen" in der herkömmlichen franz. Form. Überdies zog er sich durch seine Beschäftigung mit der Kupferstecherkunst eine nicht un-

bedenkliche Brustkrankheit zu, so daß er krank und verstimmt, 1768, nach Frankfurt zurückkehrte. Dort erholte er sich wieder und begab sich im Frühling 1770 nach Straßburg, wo er Herder kennen lernte. Dieser eröffnete Goethe das Verständnis für Volksdichtung und machte ihn auch mit Shakespeare bekannt. Seine intimen Beziehungen zu dem Pfarrhause in Sessenheim regte vorteilhaft seine lyrische Ader an (Haideröslein). Nachdem Goethe zum Dr. der Rechte promoviert war, ging er 1772 nach Wetzlar, um am deutschen Reichskammergericht zu arbeiten. Nach einem halben Jahre aber kehrte er wieder nach Frankfurt zurück, und hier erschien 1773 das Schauspiel: „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand“, womit er seinen Dichterruhm begründete.

Den Stoff zu diesem Schauspiele fand Goethe in einer Selbstbiographie des genannten fränkischen Ritters, † 1562. Hinsichtlich der Form muß es als ein Produkt der Sturm- und Drangperiode betrachtet werden, da Goethe an Regellosigkeit Shakespeare übertrifft. Ohne auf irgend eine dramatische Einheit zu achten, liefert er eine Reihe von Scenen, die für sich betrachtet voll Wahrheit und voll frischen Lebens sind, prächtige Detailschilderungen, aber kein harmonisch gegliedertes Ganze.

Inhalt:

Götz lebt mit seiner treuen, biederen Frau Elisabeth und mit seiner Schwester Marie auf seiner Burg Jaxthausen, unwillig über die neulich eingerichteten Reichsgerichte, welche die Selbstherrlichkeit der Reichsritter zu vernichten drohen. Ihm gegenüber steht Adalbert v. Weislingen, der im Dienste des Bischofs von Bamberg an der Gunst des Herzogs sich erfreuend zum Höfling wird. Bei Gelegenheit einer Fehde mit den Bambergern kommt Weislingen in die Gewalt Götzens. Unter seinem Einfluß entschließt er sich, es in Zukunft wieder mit seinen alten Gesinnungsgenossen zu halten und besiegelt diesen neuen Freundschaftsbund, indem er sich mit Marie verlobt. Weislingen kehrt nach Bamberg zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, wird aber durch die buhlerischen Künste der Adelheid von Walldorf dort zurückgehalten und bricht dem Freunde und der Braut die Treue. Ja, er schließt sich sogar den Feinden Götzens an. Die Exekutionstruppen, die das Reich gegen denselben sendet, belagern seine Burg und nehmen ihn heimtückisch gefangen. Doch entläßt ihn der Kaiser auf sein ritterlich Wort, sich

auf seiner Burg ruhig verhalten zu wollen. Da brechen die Bauernaufstände aus, und Götz wird von den Aufständischen gezwungen, die Führerschaft zu übernehmen. Seine Feinde aber benützen diesen Umstand, ihn unter dem Rechtstitel der Acht zu vernichten. Götz wird in seiner Burg belagert, gefangen genommen und Weislingen soll das Todesurteil an ihm vollstrecken. Marie, die davon hört, eilt zu ihm und fleht den ehemals Geliebten an, das Leben des Bruders zu schonen. Er zerreißt das Urteil und stirbt vor den Augen Mariens an dem Gift, das ihm Adelheid hat beibringen lassen. Götz selbst beschließt in der Gefangenschaft sein Leben.

1774 erscheint von Goethe der zum größten Teil in Briefform verfaßte Roman: Die Leiden des jungen Werther.

Die Veranlassung zur Abfassung dieses Romans lag in folgendem:

Karl Wilhelm Jerusalem, braunschweigisch-lüneburgischer Gesandtschaftssekretär in Wetzlar, nahm sich wegen seiner unglückseligen Neigung zur Gattin seines Freundes und weil ihm eine unverdiente Ehrenkränkung widerfahren war, selbst das Leben. Da Goethe in Wetzlar an einer ähnlichen Leidenschaft litt, wie sein Freund Jerusalem, an der Neigung zu Charlotte Buff, der Verlobten des Gesandtschaftssekretärs der Stadt Bremen, Kestner, suchte und fand er Heilung seiner krankhaften Sentimentalität, indem er die Krankheitsgeschichte in Form eines Romans niederschrieb.

In Goethes erste Dichterperiode fallen auch die bekannten Lieder: „Der König in Thule“, „Das Haideröslein“ und „Das Veilchen“.

2. Goethes zweite Dichterperiode, 1775—94.

Die Schriften Goethes hatten das Interesse des Erbprinzen von Weimar, Karl August (1758—1828) erregt. Bei einer Reise durch Frankfurt ließ er sich Goethe vorstellen, und bald darauf folgte auch eine Einladung nach Weimar, wo Goethe im November 1775 eintraf. Aus dem Gast wurde bald ein Freund und Berater; auch mit äußeren Ehren wurde er ausgezeichnet, er wurde Geheimer Rat und Präsident der Kammer. Trotz des zerstreuenden Lebens, das Goethe in Weimar führte, ruhte doch seine dichterische Thätigkeit nicht. Bis 1786 entstanden seine Balladen: „Der Fischer“ „Der Erlkönig“, „Der Sänger“ und das Abendlied „Über allen Gipfeln ist Ruh!“ Doch war Goethe mit sich selbst unzufrieden, und da er meistens zu Dichtungen veranlaßt wurde, die nur der augenblick-

lichen Unterhaltung dienten, so verzweifelte er an seinem eigentlichen Dichterberuf. Um sich zu retten und „seine poëtische Natur wieder zu finden“ entschloß er sich zu einer Reise nach Italien. Von Karlsbad aus, 1786, unternahm er sie und verweilte dort bis 1788.

Im Anschauen der harmonischen Kunstschätze Italiens erkannte er, daß das wahre Prinzip der Kunst nicht in der Nachahmung der Natur, sondern in der Nachahmung der klassischen Idealität bestehe, nämlich darin, den edelsten Gehalt in der edelsten Form zu geben. Darum überarbeitete auch Goethe in Italien die Werke, die er angefangen hatte, da sie ihm der Form nach nicht mehr genügten.

So geschah es mit Iphigenie auf Tauris, Schauspiel in 5 Aufzügen, 1787.

In Italien setzte er dieses Schauspiel, das in Prosa bereits vollendet war, in 5 füssige Jamben um mit Ausnahme der Monologe am Schluß des 1. und 4. Aufzuges.

Das Stück ist nach dem Vorbild des Euripides geschaffen, übertrifft aber das griech. Schauspiel bei weitem, da es Goethe gelang, den griech. Stoff der Iphigenie auf den Boden deutscher Kunst und Natur zu verpflanzen, Iphigeniens Charakter mit der Innigkeit des deutschen Gemütes zu erfüllen, die dramatische Fabel neu zu erfinden und die Wahrheit des Wortes zu erhärten:

„Alle menschlichen Gebrechen
sühnet reine Menschlichkeit.“

Orestes, der seine ehebrecherische Mutter Klytemnestra ermordet hat, kommt als Wahnsinniger mit seinem Freunde Pylades nach Tauris, um nach dem Rat des Orakels durch Überführung der Göttin Diana („des Bildes der Schwester“) den Fluch des Wahnsinns zu lösen, der auf ihm des Mordes wegen liegt. Iphigenie, die Schwester des Orestes, war Priesterin auf Tauris und hatte einen großen Einfluß auf König Thoas. Um ihretwillen war das Gesetz, daß jeder Fremde sterben mußte, der auf Tauris ergriffen wurde, lange nicht mehr gehandhabt worden. Aber gerade zu der Zeit, als Orestes und Pylades auf Tauris landeten, war jenes Gesetz wieder in Anwendung gebraucht worden, weil sich Iphigenie weigerte, Thoas die Hand zum Ehebunde zu reichen.

Orestes und Iphigenie erkennen einander, und durch Vermittlung des Pylades wird eine List ersonnen, die sie samt dem Bilde

der Diana nach Griechenland bringen soll. Aber Iphigenie liebt die Wahrheit, sie kann Thoas nicht betrügen, und im Vertrauen auf den hochherzigen Sinn desselben gesteht sie ihm alles. Und Thoas läßt sie ohne Haß scheiden. „Lebe wohl!" ist sein letztes Wort an sie.

Dagegen Euripides: a) Charakter Iphigeniens. Sie ist voll Bitterkeit gegen ihr Schicksal und voll Rachedurst gegen die Stifter desselben. b) Schürzung des Knotens: Kein Orakelspruch, kein Antrag des Orestes an Thoas; Orest und Pylades kommen durch Zufall in Iphigeniens Hände. c) Lösung des Knotens: Die plötzlich erscheinende Pallas Athene (deus ex machina) gebietet Thoas, Orest mit Iphigenie ziehen zu lassen, der König fügt sich mit den Worten:

„Wer der Götter Ruf vernimmt und ihm Gehorsam weigert, hegt unweisen Sinn."

In demselben Jahre erschien auch Goethes Trauerspiel „Egmont, in 5 Aufzügen", nachdem er bereits in Frankfurt die ersten Akte flüchtig entworfen und sie in Weimar noch einmal umgearbeitet hatte. Seinen frühen Ursprung läßt es auch an seiner Form erkennen, da es nicht sowohl ein eng zusammenhängendes Drama ist, als vielmehr eine lose Aneinanderreihung von Bildern einer großen Zeit.

Egmont, der angebetete Liebling des Volkes und die Hoffnung der von den Spaniern bedrängten Niederländer, hat im kindlichen Vertrauen auf den Edelmut seiner Feinde trotz der Warnungen des erfahrenen Wilhelm v. Oranien, den Mut, selbst einem Alba gegenüber mit beredtem Munde für die Freiheit seines Volkes einzustehen, wird aber von ihm gefangen genommen und ins Gefängnis geworfen.

Und auch hier verläßt ihn der Mut und das Vertrauen auf die gerechte Sache nicht, obgleich niemand für ihn aufzutreten wagt außer Klärchen, seine treue Geliebte. Umstrahlt von Sonnenglanze erscheint Klärchen, das seinen Tod nicht überleben konnte und Gift genommen hatte, dem im Gefängnis liegenden Egmont im Traum und kündet ihm den dereinstigen Sieg der Provinzen an, „deren erstes Opfer er geworden ist."

Eine völlige Umgestaltung erhielt in Italien auch Torquato Tasso, Schauspiel in 5. Aufzügen, 1789.

Das Drama behandelt den inneren Entwicklungsgang eines Dichters.

Der Dichter Tasso übergibt dem Herzog Alfons v. Ferrara, an dessen Hofe er lebt, in Gegenwart der Schwester des Herzogs, Leonore, sein so eben vollendetes Epos, das befreite Jerusalem, und empfängt den Lorbeerkranz aus Leonorens Hand. Antonio, der Minister des Königs, verletzt mit beißender Rede Tasso, so daß eine Mißstimmung zwischen beiden Männern Platz greift. Tasso, der sich auf Leonorens Veranlassung Antonio wieder zu nähern sucht, wird so schwer von ihm gekränkt, daß er im Palast den Degen gegen ihn zückt. Doch findet wieder eine Aussöhnung zwischen beiden Männern statt, da Antonio selbst Tasso, den er gereizt, seinen Degen zurückbringen muß und ihm die Freiheit, Ferrara verlassen zu dürfen, verkündigen kann. Als Tasso von Leonore Abschied nimmt, verliert er in seiner krankhaft gereizten Stimmung allen Halt und glaubt, dieselbe mit dem Geständnis seiner Liebe an sich ziehen zu können. Doch sie stößt ihn von sich, und da ihn alles verläßt, findet er nur noch Halt an seinem ehemaligen Feind:

„So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.“

Der Ausbruch der franz. Revolution und die Bewegung der Geister, die sie im Gefolge hatte, ging an Goethe fast spurlos vorüber, da er wenig Sympathie für das Maßlose jener Zeit hatte. Doch begleitete er den Herzog 1792 mit in die Champagne und ein Jahr darauf vor Mainz, wo er während der Belagerung jener Stadt Muße fand, den Reineke Fuchs „Die unheilige Weltbibel“ in Hexametern zu übersetzen.

### 3. Goethe im Verkehr mit Schiller, 1794—1805.

In Rudolstadt (1788) waren Goethe und Schiller einander begegnet, ohne sich einander näher zu treten. Erst die Herausgabe einer Zeitschrift, „Horen“ betitelt, die Schiller 1794 besorgte, brachte beide Männer in brieflichen Verkehr, aus dem sich nach der vollständigen Übersiedelung Schillers nach Weimar 1799 eine treue Freundschaft entwickelte.

Das Jahr 1797 erregte die Aufmerksamkeit des Publikums und den Zorn der Dichterlinge, da in der Herausgabe der

Xenien (Gastgeschenke) ein kritisches Strafgericht über alle Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft, leider in verletzender Weise abgehalten wurde.

Auch Hermann und Dorothea, ein bürgerliches Epos, verdankt dem Jahre 1797 seine Entstehung.

Durch die idyllischen Dichtungen von Voß, namentlich durch dessen Luise, war Goethe für dieses Gebiet interessiert worden und fand einen geeigneten Stoff in einem Werk, welches über die Auswanderung der Salzburger Protestanten berichtet (1731) und in dem erzählt wird, daß der Sohn eines wohlhabenden Bürgers zu Altmühl im Öttingischen unter den vorüberziehenden Auswanderern ein Mädchen gefunden habe, das in ihm den festen Entschluß zum Heiraten hervorrief. Goethe verlegt diese Geschichte, um ihr einen bedeutenden, weltgeschichtlichen Hintergrund zu geben, aus der Vergangenheit in die Gegenwart, in die Zeit der franz. Revolution, und läßt sie in einem kleinen Städtchen unweit des rechten Rheinufers sich ereignen.

Es besteht aus 9 Gesängen und ist in Hexametern gedichtet. Platen bezeichnet den Wert des Epos wohl am treffendsten, wenn er sagt:

„Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst.“

### 4. Goethes Alter,
### 1805—32.

Der Tod Schillers ging Goethe ungemein nahe, und nur langsam überwand er den Schmerz. Er selbst hatte noch Jahrzehnte zu leben und verbrachte diese Zeit in gewohnter Thätigkeit.

Nach kurzer Krankheit starb er am 22. März 1832, nachdem ihm seine Gemahlin Christiane Vulpius schon 1816 im Tode vorangegangen war.

Sein bedeutendstes Werk, das 1808 vollendet wurde, das aber, um verstanden und genossen zu werden, die volle Reife eines Mannes erfordert, ist sein Faust, eine Tragödie. Bleibenden Wert haben auch seine Romane: Wilh. Meisters Lehrjahre, 1796, und die Wahlverwandschaften, 1809.

§. 53.

## Schiller.

### 1. Schillers Jugend und seine erste Dichterperiode, 1759—1785.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde geboren den 10. Novbr. 1759 zu Marbach in Würtemberg. Sein Vater, während des österreich. Erbfolgekrieges Feldscher beim bayr. Militär, trat beim Ausbruch des 7jähr. Krieges in würtembergische Dienste, war damals Lieutenant, avancierte aber bis zum Range eines Hauptmannes und wurde zuletzt Aufseher der Gärten und Pflanzungen des Lustschlosses Solitude. Seine Mutter, Elisabetha Kodweis, war die Tochter des Gastwirtes „zum goldenen Löwen" in Marbach. Da die Familie ihren Aufenthalt oft wechselte, so erhielt Schiller an verschiedenen Orten Unterricht, in Lorch von Pfarrer Moser, von wo aus er nach Ludwigsburg in die lat. Schule kam. Damals zeigte Schiller großes Verlangen, Theologie zu studieren, aber durch die Gründung einer militärischen Bildungsanstalt auf dem Lustschlosse des Herzogs Karl Eugen (1728—93) Solitude erhielt sein Studium eine andere Richtung. Da diese Anstalt in erster Linie für Offizierssöhne bestimmt war, wurde auch Schiller in dieselbe aufgenommen und blieb darin von 1773—80. Hier vertauschte er das Studium der Theologie mit dem der Jurisprudenz und dies wieder mit dem der Medizin. „Die Karlsschüler", so nannte man die Zöglinge der Anstalt, wurden zwar militärisch strenge erzogen, aber gut unterrichtet, auch die Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur war nicht ausgeschlossen. Durch die Lektüre von Klopstocks Messias, Goethes Götz, der Wielandischen Übersetzung Shakespeares wurde Schiller für das Drama eingenommen. Und so dichtete er in einem Alter von 18 Jahren noch auf der Karlsschule „Die Räuber", die 1781 erschienen, als er bereits die Karlsschule verlassen hatte und in Stuttgart als Regimentsmedikus angestellt war.

Karl v. Moor, der durch die Ränke seines neidischen und nichswürdigen Bruders Franz um die Verzeihung seines Vaters und um die Liebe seiner Braut betrogen wurde, zerfällt mit sich und der Welt und wird Anführer einer Räuberbande, um in eigener Person die Gerechtigkeit zu üben, die auf Erden nicht geübt wird. Aber als er seinen Vater in Folge der Verschuldung seines Bruders

sterben sieht, als sich sein Bruder der Strafe durch Selbstmord entzieht, als er, um den Bund nicht zu brechen, den er mit den Räubern geschlossen, seine Geliebte hinmorden muß, erkennt er die Verkehrtheit seines Strebens und liefert sich dem Arm der strafenden und sühnenden Gerechtigkeit aus. „Ich erinnere mich, einen armen Schelm gesprochen zu haben . . ., der im Taglohn arbeitet und 11 lebendige Kinder hat. Man hat 1000 Louisdor geboten, wer den großen Räuber lebendig liefert. Dem Mann kann geholfen werden!"

Die Räuber sind ein Produkt des genialen und stürmischen Jünglings (Sturm und Drang); ihren Wert hat Schiller selbst am besten erkannt und gewürdigt, wenn er schreibt: „Unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal mußte mein Pinsel notwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück nicht in der Welt vorhanden war. Wenn von den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber mich nur eine einzige trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir nur Einer begegnete."

Obwohl Schillers Räuber bei ihrer ersten Aufführung in Mannheim 1782 ungeheuern Beifall fanden, so nahm doch der Herzog Karl Eugen keine Notiz davon. Erst als eine Zeitung in Chur den Komödienschreiber heftig anließ, weil er Graubündten als die hohe Schule der Spitzbuben bezeichnet hatte, und diese Zeitung dem Herzog in die Hände gespielt war, erregten sie seine Aufmerksamkeit. Als nun bald darauf Schiller, weil er ohne Urlaub nach Mannheim zur zweiten Aufführung seiner Räuber reiste, mit Arrest gestraft wurde und ihm der Herzog gebot, nur Medizinisches zu schreiben, entschloß er sich zur Flucht aus Stuttgart und opferte der Dichtkunst Amt und Heimat.

Mit seinem Freunde Andreas Streicher († 1833 in Wien als Klavierlehrer und Pianofortefabrikant) flüchtete er zuerst nach Oggersheim, wo er sein zweites Trauerspiel vollendete „Fiesko," das 1783 erschien. Es gehört ebenfalls der Sturm- und Drangperiode an und behandelt einen den Räubern ähnlichen Stoff mit dem wichtigen Unterschied, daß Fiesko, der Held des Trauerspiels, die verrottete Staatsform mit List und Klugheit stürzen will. Obwohl auch hier die maßloße, ungeheuerliche Sprache der Sturm-

und Drangperiode sich breit macht, so fand Fiesko doch nicht denselben Beifall, wie die Räuber, da Schiller die Reife der Erfahrung mangelte, um ganze, politische Charaktere zu schaffen.

Fiesko, Graf zu Lavagna, benützt die unzufriedene Stimmung, die sich in dem republikanisch gesinnten Genua gegen die despotische Regierung des Gianettino, des Neffen des edlen Andreas Doria, gebildet hat, um das herzogliche Haus der Doria zu stürzen und die Republik herzustellen. Allein die Macht, die er in seiner Hand heranwachsen sieht, verleitet ihn zur Herrschsucht und er strebt für seine Person nach der Herzogskrone. Obgleich gewarnt von seiner Gemahlin Leonore und von dem strengsten Republikaner Verrina, hört er doch nicht, und schon glaubt er am Ziele zu sein, als ihn Verrina mit den Worten ins Meer stürzt: „Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach.“

Von Oggersheim aus folgte Schiller einer Einladung der Frau v. Wolzogen auf ihr Landgut Bauerbach bei Meiningen, der Mutter eines seiner Schulfreunde, wo er sein drittes Trauerspiel vollendete:

Luise Millerin, von Iffland „Kabale und Liebe“ genannt, 1784.

Hier schildert er die Verworfenheit und Liederlichkeit des feinen Hoflebens im Gegensatz zu dem weniger gebildeten, aber ehrbaren Bürgerstand, und zwar mit direkten Beziehungen auf Karl Eugen und die Gräfin von Hohenstein.

Das Stück blieb trotz seiner extremen Charaktere neben den Räubern eine Zeit lang eines der beliebtesten Bühnenstücke.

Ferdinand, der Sohn des Präsidenten von Walther, ist frei von den Vorurteilen der Hofkreise, nach denen die Liebe zu einem bürgerlichen Mädchen den Adeligen entehrt, und liebt Luise, die Tochter des Stadtmusikanten Miller. Der Vater Ferdinands bietet Gewalt und List auf, um die Liebenden zu trennen: Luisens Vater läßt er gefangen nehmen, und der Sekretär des Präsidenten, Wurm, zwingt im Einverständnis mit seinem Herrn Luise, einen Liebesbrief an Hofmarschall v. Kalb zu schreiben. Ferdinand, dem dieser Brief in die Hände gespielt wird, verliert unbegreiflicher Weise sofort den Glauben an die Treue seiner Geliebten und gibt ihr und sich selbst den Tod. Doch sterbend vernimmt er noch von Luise die Wahrheit; verzweiflungsvoll steht der Präsident vor den Leichen und

muß sich von seinem Werkzeug die Worte zurufen lassen: „Es soll mich kitzeln, Bube, mit dir verdammt zu sein.“

Schiller hatte „Luise Millerin“ an die Mannheimer Bühne eingesandt und in Folge dessen von Freiherrn v. Dalberg eine Berufung als Theaterdichter nach Mannheim erhalten. Da aber der Vertrag Schiller nicht einmal in pekuniärer Hinsicht vor Mangel schützte, so kam ihm nichts erwünschter, als eine Einladung nach Leipzig, die hauptsächlich von Körner († 1831 als preuß. Regierungsrat) ausging, Vater des Dichters Theodor Körner. Ihm verdankt Schiller die Sicherstellung seiner leiblichen Existenz und eine nicht gering anzuschlagende geistige Förderung, da Körner durch besonnenes Urteil auf die Gestaltung der poëtischen Erzeugnisse Schillers läuternd einwirkte.

2. Zeit der wissenschaftlichen Thätigkeit Schillers, 1785–94.

Im Sommer 1785 zog Schiller mit seinem Freunde Körner nach Dresden. In der Nähe der Stadt, in dem Dorfe Loschwitz, besaß Körner einen Weinberg, in dessen Gartenhaus Schiller Don Carlos vollendete, (1787), den er schon 1784 begonnen hatte, und worin er seine Gedanken über das Ideal eines freien Staates dem Marquis Posa in den Mund legte.

In dem Drama selbst ist ein doppelter Plan zu erkennen. Ursprünglich sollte es ein Familiengemälde werden, das sich an das häusliche Leben des Despoten Philipp II. anlehnt. Das Interesse aber, das Schiller während der Arbeit an dem Freunde des Don Carlos, an Posa, gewann, bestimmte ihn, die weltbeglückenden Gedanken seiner schwärmerischen Zeit zum Ausdruck zu bringen.

Don Carlos liebt die Gemahlin seines Vaters, Elisabeth v. Valois, die ihm einst zugedachte Braut. Dies erfährt Philipp durch die Prinzessin Eboli, die ihrerseits Don Carlos leidenschaftlich, aber unerwiedert liebt. Marquis Posa, der Freund von Don Carlos, gewinnt durch seinen Freimut und seine glänzende Beredsamkeit das Herz Philipps und opfert sich für seinen Freund, bedauerlicher Weise nicht, ohne gegen den König zu intriguieren, obwohl „er den Käufer (den König) nicht betrügen will.“ Durch einen erdichteten Brief, der dem König in die Hände gespielt wird, lenkt er den Verdacht auf sich, als wäre er der geliebte Liebhaber der Königin, und wird erschossen. Doch seinem Freunde stirbt er um-

sonst; dessen Flucht in die flandrischen Provinzen, um sie gegen Spanien aufzuwiegeln, wird verraten, und er muß dem Freunde in den Tod folgen. Philipp übergibt herzlos kalt den überraschten Carlos der strafenden Gerechtigkeit mit den Worten: „Kardinal, ich hab' das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Nach Vollendung des Don Carlos begab sich Schiller nach Weimar, wo er sich dem Studium des klassischen Altertums und der Geschichte hingab. Die Früchte dieser Studien waren „Die Götter Griechenlands" und „Die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande." Auf Goethes Verwendung (1789) wurde er Professor der Geschichte in Jena. Seine geschichtliche Laufbahn schloß er mit „der Geschichte des 30 jährigen Krieges"; denn nur kurze Zeit war es Schiller vergönnt in seinem neuen Amte thätig zu sein. Schon 1790 erkrankte er schwer, und da er sich in demselben Jahre mit Charlotte von Lengefeld, einem armen Edelfräulein vermählt hatte, geriet er in eine drückende, äußere Not. Aus dieser befreite ihn der damalige Erbprinz Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg und der dänische Minister Graf Schimmelmann, die ihm durch Aussetzung eines Jahrgehaltes von 1000 Thlrn. auf drei Jahre ihre Verehrung bewiesen. Die Zeit der Genesung verwendete er auf das Studium der Philosophie, namentlich Kants, und legte die Resultate seiner Arbeit in verschiedenen geistvollen Abhandlungen und Aufsätzen philos. Natur nieder.

3. Schiller im Verkehr mit Goethe und seine zweite Dichterperiode, 1794—1805.

Nach seiner Genesung regte sich wieder Schillers Dichtergeist und 1796 fing er an, neben der Zeitschrift „Horen" (1794—97), die meist prosaische Aufsätze enthielt, noch einen poëtischen Musenalmanach herauszugeben, in welchem das Gedicht „Der Spaziergang" erschien.

Mit der Gründung der „Horen" traten sich Goethe und Schiller näher, bis sie soweit kamen, daß sie ihre Gedanken gegenseitig austauschten und mit einander dichterisch arbeiteten. (1799 Schiller dauernd in Weimar). Dies geschah namentlich in den Xenien.

In dem Musenalmanach von 1798—99 erschienen Schillers Balladen, im Wetteifer mit Goethe gedichtet, als: „Der Handschuh", „Der Ring des Polykrates", „Ritter Toppenburg", „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibikus", „Der Gang nach dem Eisenhammer",

„Der Kampf mit dem Drachen", „Die Bürgschaft", „Das Eleusinische Fest."

Der Almanach von 1800 brachte eines der vollendetsten Gedichte Schillers „Das Lied von der Glocke", in dem mit den verschiedenen Stadien des Glockengusses Betrachtungen über das vielgestaltige, gesellschaftliche Leben verknüpft worden.

Einer späteren Zeit gehören an: „Hero und Leander", „Der Graf von Habsburg", „Das Berglied" und „Der Alpenjäger."

Gerechtes Staunen aber muß es erregen, wenn man Schillers Dramen betrachtet, die er ungeachtet seines leidenden Zustandes schuf.

1. Wallenstein, dramatisches Gedicht in 3 Teilen (trilogie).*

a) Wallensteins Lager, 1797 vollendet, ein Vorspiel, das uns einen Blick in das Lagerleben der übermütigen Soldateska Wallensteins thun läßt, auf dessen Treue der Heerführer nicht mit Unrecht baut. Die einzelnen Soldaten sind Verpersönlichungen des Geistes, der in ihren Regimente herrscht, und zugleich Abbilder der Hauptcharaktere des Drama. So repräsentiert der Wachtmeister Wallenstein, „denn wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt;" der Dragoner, der dem Stern des Glückes folgt, Buttler; der 1. Kürassier aus dem Pappenheimschen Regimente die edlere Seite des damaligen Soldatenlebens, Max Piccolomini; der Trompeter in seiner treuen Hingabe an Wallenstein Terzky; der einfältige, tölpische Kroat ist ein Abbild Isolanis, wie der Arkebusier, der treu zum Kaiser steht, dasjenige Tiefenbachs. Andere Personen stellen ganze Stände dar; der Bauer mit den falschen Würfeln den Landmann; der Bürger, welcher vergeblich seinen Sohn vom Soldatenstand zurückhalten will, den Bürgerstand; der derbe Kapuziner die Geistlichkeit. Ein frisches Reiterlied schließt das einaktige Vorspiel.

Nun folgt

b) Die Piccolomini, Schauspiel in 5 Akten, 1798 vollendet.

Wallenstein trachtet aus Ehrgeiz und weil er nach dem Ausspruche seines Sternkundigen eine Mission zu haben glaubt, nach der Krone Böhmens. Diese kann er nur durch Verrat an seinem Herrn gewinnen. Weil er aber nicht zum Verräter werden will und weil es ihm gegen den Mann geht, sich mit den Schweden zu verbinden, zögert er, während seine Freunde Illo und Terzky ihn zum Handeln fortzureißen suchen.

Aber wie Wallenstein, wenn auch schwankend und zögernd den Kaiser zu hintergehen sucht, so Oktavio Piccolomini Wallenstein. Oktavio hat nämlich den Auftrag vom Kaiser, Wallenstein zu beobachten und wenn nötig zu stürzen. Unter der Maske der Freundschaft — aus Aberglauben hält ihn Wallenstein für seinen treusten Freund — hintergeht er Wallenstein, während sein Sohn Max, ein durchaus offener, wahrer Charakter einen schweren Kampf zu kämpfen hat, denn er muß wählen zwischen seinem Vater, dessen Falschheit ihm in der Seele zuwider ist, und zwischen Wallenstein, den er keines Verrates für fähig hält, und der zudem noch der Vater seiner geliebten Thekla ist.

„Und eh' der Tag sich neigt, muß sichs erklären,
Ob ich den Freund, den Vater soll entbehren."

c) Wallensteins Tod, Trauerspiel in 5 Aufzügen, 1799 vollendet.

Der Monolog Wallensteins (Akt. I, 4) enthüllt uns die Motive, die zur verräterischen That drängen. Freund und Feind, die Gräfin Terzky und der schwedische Oberst Wrangel machen Wallenstein klar, daß er nicht mehr anders kann. Und der verhängnißvolle Schritt wird gemacht. Umsonst sucht ihn Max davon abzuhalten. Es gelingt ihm nicht, er scheidet nun von Wallenstein und Thekla, da die Ehre es ihm gebietet, und findet im Kampf den erwünschten Tod. Da sich die Regimenter Wallensteins in ihrer Mehrzahl zur Treue gegen den Kaiser wenden, und da Piccolomini die Generale, insbesonders Buttler, auf seine Seite gebracht hat, kann Wallenstein nur mit geringer Macht in Eger einziehen, wo ihn das Verderben ereilt. Durch den Verrat, den Oktavio und Buttler an ihm ausüben, wird Wallensteins Verrat an dem Kaiser gerächt. Wallenstein sinkt, getroffen von den Partisanen gedungener Mörder, lautlos zusammen.

2. Maria Stuart, Trauerspiel in 5 Aufzügen, 1800.

Maria Stuart, geb. 1542, bereut und sühnt die Vergehen ihrer Jugend, da sie einen Tod erleidet, den sie nach dem Rechte nicht verdient hat. Hilfe suchend, nachdem sie zu Gunsten ihres Sohnes Jakob VI. (als Jakob I., 1603—25 König von Großbritannien) abgedankt hatte, war sie nach England gekommen. Aber Elisabeth, die Königin von England, haßt sie als Katholikin, Kronprätendentin und wegen ihrer Schönheit. Es wird ihr als Prätendentin der Prozeß gemacht und das Todesurteil ausgesprochen. Doch zögert Elisabeth mit der Vollstreckung desselben, da sie Burleigh und Talbot nicht zu einem Entschluß kommen lassen. Ersterer

nämlich besteht aus politischen Erwägungen auf Marias Tod, während Talbot in der Hinrichtung Marias nur einen Justizmord erkennen kann. Das Zögern Elisabeths benutzten zwei Männer, Leicester und Mortimer, um die Königin zu retten; aber beider Pläne mißlingen. Mortimer, ein feuriger Jüngling, von der Kirche für die Befreiung Marias geweiht und in Liebe zu ihr entflammt, fällt durch Leicester, dessen Pläne er durchkreuzt; Leicester selbst, ein unmännlicher, verächtlicher Charakter, bringt eine Zusammenkunft der beiden Königinnen zu stande, die aber anstatt zum Glück zum Unglück Marias ausschlägt. Denn diese, von Elisabeth kalt und höhnisch behandelt, erhebt sich im Gefühl ihres Wertes zu einer Leidenschaft, die Elisabeth zermalmt. Letztere ist nun aufs tiefste in ihrer Eitelkeit verletzt, und ein Mordversuch, der auf sie gemacht wird, muß den Anstoß geben, der sie zur Unterschrift des Todesurteils nötigt. Schnell läßt Burleigh das Urteil vollstrecken, und würdevoll, wie sie in der Gefangenschaft gelebt, stirbt Maria 1587.

Ein Jahr darauf, 1801, erscheint

3. Die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie, so genannt, weil sie sich der romantischen Vorstellungsweise des Mittelalters anschloß. Gerade die Hauptfigur ist durchaus romantisch, antik aber insofern, als eine unmittelbare Botschaft Gottes das menschliche Handeln bestimmt.

Jeanne d'Arc, (geb. 1410 in Domremy, Lothringen, 1431 in Rouen verbrannt) ein schwärmerisch angelegtes, weiches und die Einsamkeit liebendes Mädchen, hat Verkehr mit Geistern, insbesondere mit der Jungfrau Maria. Von ihr empfängt sie übernatürliche Kraft und Wissen, den Befehl, das Vaterland von den Feinden zu befreien und den König in Rheims zu krönen. Aber nur dann kann sie ihr Werk vollenden, wenn sie stark genug ist, jeder irdischen Liebe zu entsagen, und hart genug, jeden Feind, der ihr in den Weg tritt, zu töten.

„Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sündgen Flammen eitler Erdenlust."

„Es verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir der Schlachtengott verhängnisvoll entgegen schickt."

Sie glaubt, dies alles thun zu können, nimmt wehmütigen Abschied von der geliebten Heimat, schreckt durch ihr Erscheinen den

Feind, so daß er weicht; und das unter ihrer Führung siegreiche Heer nähert sich immer mehr Rheims.

Weder Liebe noch Erbarmen kennt ihr Herz. Dunois nnd Lahire werben umsonst um sie; das Flehen Montgomerys erweicht sie nicht. Da naht Lionel, der tapfere engl. Heerführer; sie kämpft mit ihm und besiegt ihn, aber schon will sie den Todesstreich ausführen, da sieht sie ihm ins Auge, und — Johannas Hand sinkt, sie kann den Streich nicht führen, sie liebt, sie liebt den Feind ihres Vaterlandes.

Umsonst hat ihr guter Geist in dem schwarzen Ritter sie gewarnt; nun hat sie ihr Gelübde gebrochen, und das Gefühl der Schuld nimmt ihr ganzes Wesen ein, wie vorher das ihrer göttlichen Aufgabe. In diesem Gefühl schweigt sie gegenüber den härtesten Anschuldigungen des Vaters und läßt sich ohne Widerrede des Landes verweisen. Auf ihrer Flucht gerät sie in die Hände ihrer Feinde, denen noch einmal das Kriegsglück günstig ist. Aber nun erhält sie im gläubigen Gebet zum letzten Mal göttliche Kraft; sie zerbricht ihre Fesseln, stürzt sich in das dichteste Schlachtgetümmel und bringt sterbend den Ihrigen den Sieg. Ihre Schuld ist gesühnt, und gerne stirbt sie im ahnenden Genuß der himmlischen Freude.

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude."

Bald darauf verfaßte Schiller ein Drama, das im entschiedenen Gegensatz zur Romantik des Mittelalters steht, nämlich eine antike Schicksalstragödie.

4. Die Braut v. Messina oder die feindlichen Brüder, ein Trauerspiel mit Chören, 1803.

1. Das Schicksal ist die Schuld, die der Ahnherr eines Geschlechtes, einer Familie auf sich geladen hat und die nun ein ganzes Geschlecht unbarmherzig ins Verderben stürzt. Nur wird hier die Macht des Schicksals nicht durch einen trüglichen Orakelspruch oder durch das Erscheinen eines Gottes, sondern durch trügerische Träume dargestellt.

2. Der antike Chor hat die Aufgabe, das Urteil des idealisierten Publikums über den Gang des Drama kund zu geben; Schiller aber individualisiert den Chor und läßt ihn Partei nehmen.

Auf dem Hause des Fürsten von Messina ruht ein Fluch, der sich in unheilvollen Träumen ankündet. Der Vater stirbt, und die

Söhne wachsen in gegenseitiger Feindschaft heran, so daß ein Bruderkrieg auszubrechen droht. Doch gelingt es der Mutter, ihre Söhne zur Versöhnung und zu einer Zusammenkunft in Messina zu bewegen. Um die Freude zu erhöhen, enthüllt die Mutter ihren Söhnen das Geheimnis, daß sie eine Schwester haben, und die Söhne hinwiederum wollen der Mutter im Laufe des Tages ihre Braut zuführen. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Beide Brüder lieben, ohne es zu wissen, ihre Schwester. Und da Don Cesar seine Braut Beatrice in den Armen des Don Manuel findet, hält er sich von ihm betrogen, und von der Leidenschaft der Eifersucht ergriffen, ersticht er seinen Bruder. Beatrice wird vor ihre Mutter gebracht, und nun enthüllt sich das Gräßliche.

Um die Schuld des Brudermordes zu sühnen, tötet sich Don Cesar vor den Augen der Mutter und Schwester, und der Traum ist in erschreckender Weise in Erfüllung gegangen.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.“

In seinem Schwanengesang stellt Schiller die Idee der Freiheit und der Menschenrechte, die schon in seiner Jugend sein Herz erfüllten, gereift und geläutert noch einmal dar.

5. Wilhelm Tell, ein Schauspiel in 5 Aufzügen, 1804.

Dieses Schauspiel behandelt den Kampf, den die Schweizer Waldstätte gegen Albrecht I. († 1308) führten, der sie ihrer Reichsunmittelbarkeit berauben und dem Hause Habsburg einverleiben wollte. Schiller folgte hinsichtlich der Handlungen genau der Chronik des Aegidius Tschudi († 1572), meist unter wörtlicher Benützung der dort angeführten Reden. Nur das Liebesverhältnis zwischen Bertha und Rudenz ist Schillers eigene Zuthat.

Tell ist übrigens keine geschichtliche Person, sondern samt dem Apfelschuß ein nordischer Sagenstoff, der sich nach Süden bis in die Thäler der Schweiz verbreitete. Tell ist niemand anders als Eigill, der Bruder Wielands, des kunstfertigen Schmiedes, der ebenso wie jener einen Apfel vom Haupte seines Kindes schießt und auch einen zweiten Pfeil in seinen Koller steckt.

Die Schweizer verbinden sich unter Arnold von Melchthal, Werner Stauffacher und Walther Fürst zur Vertreibung der Landvögte, Geßlers von Bruneck und Beringers von Landenberg, auf dem Rütli, einer einsamen Wiese am Vierwaldstädtersee. Auf der Seite

des Volkes steht der edle Freiherr v. Attinghausen, Bertha v. Bruneck, und von ihr gewonnen Rudenz. Tell, der nicht mit im Bunde ist, steht im Vordergrund und beschleunigt durch die Verwicklung, in die er mit Geßler gerät, die Befreiung.

Um die That Tells als eine That der Notwehr darstellen zu können, hält ihn Schiller von dem Verschworenenkreis fern und führt Joh. Parricida, den Neffen und Mörder Albrechts I. ein, um die Verschiedenheit beider Handlungen darzulegen.

Wenn auch vom rein theor. Standpunkte aus mit Recht mancherlei Ausstellungen an dieser Schöpfung Schillers gemacht werden, so ist sie gleichwohl das Lieblingsdrama des deutschen Volkes geworden, einmal wegen seiner unübertrefflich schönen Detailschilderungen, sodann weil der Dichter mit prophetischem Geist die Befreiung seines eigenen Volkes aus drückender Fremdherrschaft verherrlicht hat.

In den letzten Lebensjahren hatte Schillers äußere Lage eine freundlichere Gestalt angenommen und er sah im Freundeskreise zu Weimar glücklichen Tagen entgegen. Aber mitten in großen Entwürfen, die seine Seele bewegten, ereilte ihn der Tod. Am 9. Mai 1805 schloß unser großer Dichter sein sterblich Auge.

§. 54.

## Die Romantische Schule.

1. Gebrüder Schlegel.

2. Tieck.

Zu der Zeit, als Goethe und Schiller auf der Höhe ihrer Wirksamkeit und ihres Ruhmes standen, machte sich unter jüngeren Talenten der trockenen Verständigkeit des Zeitgeistes gegenüber eine Richtung geltend, welche das Leben durch die Poësie vertiefen und vergeistigen wollte und sich deshalb die „neue“ Schule nannte. Damit trat sie zugleich in Gegensatz zu Goethe und Schiller (namentlich gegen Schillers rationalisierendes Christentum hatte sie eine ausgesprochene Feindschaft) und nannte sich, dem Streben jener nach Klassizität entgegen tretend, „die romantische Schule“. In der Zeitschrift Athenaeum kündigte sie ihr Streben an.

In der richtigen Erkenntnis, daß die Poësie eine Begabung aller Völker, nicht bloß eines einzelnen Volkes ist (Herder), beschränkte sie sich nicht mehr auf die Griechen, sondern pflegte mit

Vorliebe das Mittelalter mit seinem Rittertum, seinem Frauendienst und seiner Mystik; von da aus wandte sie sich zu den romanischen Völkern und erschloß ihre Literaturen. Auch nach den Norden lenkte man seine Blicke und begeisterte sich an der engl. Literatur, namentlich an Shakespeare; ja selbst der Orient mit seiner reichen Märchenwelt entging ihrem Forschergeiste nicht.

Zugleich begann eine bisher noch nicht gekannte Rührigkeit in Erforschung der Sprachen, und auf dem Boden der romantischen Schule erwuchs die Sprachforschung der Gebrüder Grimm und „die vergleichende Sprachwissenschaft.“

Aber in dem berechtigten Streben, den Gesichtskreis auf die Literaturen aller Völker zu erweitern, fand man eine große Anzahl von poëtischen Formen, die man kritiklos alle für gleichwertig hielt, so daß schließlich Prinziplosigkeit zum Prinzip erhoben wurde.

Dazu kam, daß die Schule unter dem Einflusse der pantheistischen Schellingschen Philosophie stand, wodurch ihre Poësie mystisch wurde, voll von Symbolen, Allegorien und Phantastereien.

Und endlich war die romant. Schule in großem Irrtum, wenn sie des Glaubens war, durch die Erweckung mittelalterlicher Gedanken die Neuzeit in ihrem Sinne beleben zu können; sie förderte damit keine gesunde, thatkräftige Religion, sondern eine mattherzig-schwärmerische. Es war überhaupt ihr Fehler, daß sie in ihrer Begeisterung für die Vergangenheit Partei nahm gegen die Gegenwart. Und da sie als solche nur verneinte, so hat sie wohl anregend, aber nicht schöpferisch gewirkt.

Die berühmtesten Männer der romantischen Schule sind:

1. Die Gebrüder Schlegel:

a) August Wilhelm Schlegel, † 1845 als Professor in Bonn, erwarb sich ein großes Verdienst durch seine vortreffliche Übersetzung Shakespeares. Er war ein universales Talent und Meister in der Behandlung der Sprache. Daß er nicht gering von sich dachte, beweist der Schluß einer Sonette, in der es heißt:

Der Erste, der's gewagt auf deutscher Erde
Mit Shakespeares Geist zu ringen und mit Dante
Zugleich der Schöpfer und das Bild der Regel:
Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.“

b) Friedrich Schlegel, † 1829 in Dresden, ist ein hervorragend reproduzierendes Talent, der durch seine Geschichte „Der alten und neuen Literatur“ der Begründer der wissenschaftlichen Literaturgeschichten geworden ist.

2. Ludwig Tieck, † 1853, das Haupt der Schule und der produktivste unter den Romantikern; noch immer wird gern gelesen „Der gestiefelte Kater.“ „Der König stellt dar das „ancien régime“ vor der Revolution, der Popanz die kurze Volksherrschaft, Gottlind die moderne Regierungsweise und der Kater den Genius des Fortschritts.“ Daneben wird das Theaterunwesen, das durch Iffland und Kotzebue herbeigeführt und festgehalten wurde, beißend verspottet. Von ihm sind auch: Blaubart, Rotkäppchen, Fortunat und die Übersetzung des spanischen Dichters Cervantes.

§. 55.

## Dichter, welche sich an die romantische Schule anschließen.

1. Clemens Brentano, † 1842, gab mit seinem Freund und Schwager Achim von Arnim (Bettina ist seine Schwester) eine Volksliedersammlung heraus unter dem wunderlichen Titel „Des Knaben Wunderhorn.“ Vorzüglich gelang ihm das humoristische Märchen „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, und unter seinen lyrischen Gedichten zeichnen sich aus: „Die Gottesmauer“ und „Die lustigen Musikanten.“

2. Heinrich v. Kleist, geb. 1776 zu Frankfurt a/Odr., endet am 10. Novbr. 1811 durch Selbstmord. Er ist der bedeutendste Dramatiker der romantischen Schule, voll Kraft, Feinheit und Tiefe, ein durchaus selbständiger Dichter; seine Sprache ist sicher und kernhaft; mit den Romantikern teilt er die Vorliebe für Märchenhaftes und Wunderbares. Seine bedeutendsten Dramen sind:

a) „Der zerbrochene Krug, ein Lustspiel“, entstand in Folge einer Wette zwischen Zschokke, Kleist und L. Wieland, dem Sohne des Dichters. Der Gegenstand desselben ist eine Gerichtsscene, in welcher der Richter immer deutlicher als Verbrecher erscheint, je verzweifeltere Anstrengungen er macht, die Schuld eines anderen zu beweisen. Der Richter selbst hatte nämlich den Krug zerbrochen, um dessentwillen der Angeklagte vor Gericht gestellt worden war.

b) „Das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein großes, historisches Ritterschauspiel, 1810.“ Käthchen, die in

dem Hause eines Waffenschmiedes in Heilbronn als dessen Tochter erzogen wird, ist die Tochter des Kaisers und fühlt sich magnetisch zu den Grafen Wetter von Strahl hingezogen. In ihrem somnambulischen Zustande spricht sie zu dem Grafen von ihrer Abstammung. Der Kaiser, der hievon Kunde erhält, entschließt sich, Käthchen öffentlich als seine Tochter anzuerkennen, und sie wird nun die Gemahlin des Grafen.

3. Friedrich Baron de la Motte Fouqué, stammt aus einer franz. Emigrantenfamilie, † 1843 zu Berlin, und hat sich ein bleibendes Denkmal gestiftet in seiner überaus lieblichen Erzählung „Undine." Undine ist ein heiteres, neckendes Wellenmädchen, das erst dann eine Seele empfängt, wenn es sich vermählt. Dies geschieht, als sie den Ritter Huldbrand von Ringstetten ehelicht. Bei aller Liebe sind aber doch die Naturen eines Wassergeistes und eines Menschen zu verschieden, als daß sie ein dauerndes Glück begründen könnten. Undine kehrt deshalb wieder in das Wasser zurück. Da sich nun aber Huldbrand mit seiner früheren Verlobten vermählt, erscheint Undine als strafender Geist und tötet mit ihrem erstarrenden Kuß ihren ungetreuen Gemahl.

4. Zacharias Werner, † 1823, ist durch seine Tragödie „Der 24. Februar", an dem eine Reihe von Mordthaten geschehen, der Vater der sogenannten „Schicksalstragödien" geworden, in welchen das Schicksal als eine tückische Zaubermacht erscheint, welche Schuldige und Unschuldige unerbittlich ins Verderben stürzt.

§. 56.

## Nachklänge der Romantik.

1. Adalbert v. Chamisso, geb. 1781 auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, † 1838 zu Berlin, als Kustos des botanischen Gartens.

Romantisch angehaucht ist „Peter Schlemihls wundersame Geschichte", 1814 veröffentlicht.

Ein armer Mensch, namens Schlemihl, verschreibt dem Teufel seinen Schatten und tauscht dafür Reichtum ein. Aber kaum ist er im Besitz des letzteren, als ihn der Mangel eines Schattens tief unglücklich macht. Statt seinen Reichtum genießen zu können, muß er aus Furcht, von den Menschen um seiner Schattenlosigkeit willen

verhöhnt zu werden, einsam Tage und Nächte vertrauern. Vergebens hofft er auf die Rückgabe seines Schattens; doch wird er entschädigt durch Siebenmeilenstiefeln, mit denen er dem menschlichen Treiben entfliehen und im ungestörten Genuß der Natur sein Glück finden kann.

Eine große Meisterschaft besitzt Chamisso in den poëtischen Erzählungen, selbst in denen, in denen sich eine gewisse Vorliebe für grelle und düstere Stoffe kund gibt; dazu gehört; „Salas y Gomez“, „Abdallah“; die Macht eines bösen Gewissens schildert er in dem Gedichte „Die Sonne bringt es an den Tag“, treue Pflichterfüllung im Kleinen rühmt er in „Der alten Waschfrau“, und seinen Humor verrät er in dem Liedchen: „S'war Einer, dem's zu Herzen ging“, betitelt „Tragische Geschichte.“

2. Wilhelm Müller, Vater des berühmten Sprachforschers Max Müller, † 1827, trifft vorzugsweise in seinen Liedern den Volkston.

Zu den schönsten Müller- und Wanderliedern gehören:

„Das Wandern ist des Müllers Lust“, „Ich hör ein Bächlein rauschen“, „Bächlein, laß dein Rauschen sein“, „Ihr Blümlein alle, die sie mir gab“, „Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Tracht“ „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein.“

In seinen Griechenliedern herrscht eine hinreißende Begeisterung für die Unabhängigkeit der Griechen, wie in „Alexander Ypsilanti“ und „Der kleine Hydriot“.

Von seinen poëtischen Erzählungen sind hervorzuheben: „Der Glockenguß zu Breslau“ und „Der ewige Jude“.

§. 57.

## Die Dichter der Befreiungskriege.

Das Nationalgefühl, des deutschen Volkes fand in den Jahren 1813—15 im Kampf gegen die Fremdherrschaft einen lyrischen Ausdruck in den Dichtern der Befreiungskriege:

1. Ernst Moritz Arndt, geb. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, wurde 1819 wegen sogenannter demagogischer Umtriebe seiner Professur in Bonn enthoben, erst 1840 unter Friedrich Wilhelm IV. nach Bonn zurückgerufen und starb als 90jähriger Greis ebendort 1860.

Außer manchen zündenden Prosaschriften hat er den echten Volkston getroffen in den Liedern:

„Was ist des Deutschen Vaterland?", „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Das Lied vom Schill", „Was blasen die Trompeten?"

2. Max von Schenkendorf, 1783—1817, begeistert für ein einiges Vaterland (an der rechten Hand gelähmt, nimmt er doch teil am Krieg, das Schwert in der Linken führend), verband mit seiner Vaterlandsliebe tiefe Religiosität. Diesen Charakter tragen auch seine Gedichte, wie das Soldatenmorgenlied: „Erhebt euch von der Erde, ihr Schläfer", das Freiheitslied; „Freiheit, die ich meine", der Frühlingsgruß an das Vaterland; „Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit."

3. Theodor Koerner, geb. 1791 in Dresden, wurde schon 1812 Hoftheaterdichter in Wien, trat 1813 in das Lützowsche Freicorps ein und fiel in dem Gefechte bei Gadebusch in Mecklenburg, 26. August 1813.

Von seinen Dramen, die sämtlich Nachahmungen Schillers sind, ist nur Zriny (1812) von Bedeutung, in dem die heldenhafte Verteidigung von Sigeth in Ungarn durch den Grafen Zriny dargestellt ist. Vorzüglich sind seine lyrisch-patriotischen Ergüsse, welche unter dem Titel „Leier und Schwert" gesammelt wurden. Er ist der Liebling des deutschen Volkes geworden, weil er jugendkräftig seine Gedichte in die That umsetzte (Dichter und Held).

4. Friedrich Rückert, geb. 1788 zu Schweinfurth a/M., wurde 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, später in Berlin, lebte aber meistens auf Neuseß bei Koburg, wo er 1866 starb.

In seinen „geharnischten Sonetten" spricht sich eine heiße Vaterlandsliebe und ein sittlich-grimmiger Haß gegen den Eroberer aus. Den Volkston treffen indes seine Gedichte selten und sind deshalb nur vereinzelt volkstümlich geworden, wie: „Auf die Schlacht von Leipzig" und „Die drei Gesellen."

Außerdem ist Rückert über Gebühr als Lyriker gepriesen worden, wenn auch sein „Liebesfrühling" eine Reihe der schönsten und innigsten Gedichte enthält. Auch ist er ein Kenner und glücklicher Nachahmer der orientalischen Poësie.

§. 58.

## Uhland.

Ludwig Uhland, wurde geboren 1787 in Tübingen, übernahm 1830 eine Professur für deutsche Sprache und Literatur, die er aber schon nach drei Jahren aus politischen Gründen wieder niederlegte. Fortan beschäftigte er sich als Privatmann mit dem Studium der vaterländischen Literatur. 1862 starb er in seiner Geburtsstadt.

Uhlands ganz hervorragende Bedeutung liegt in seinen Liedern und Balladen, die sämtlich wahr und tief empfunden und in einer herzlichen Sprache dargestellt sind. Zu den vorzüglichsten werden gerechnet: „Des Sängers Fluch“, „Schwäbische Kunde“, „Taillefer“ „Klein Roland“, „Der Schenk von Limburg“, „Das Glück von Edenfall“ und der Balladencyklus „Graf Eberhard der Rauschebart“; es sind Nationalhelden und Nationalkämpfe, die er besingt.

Voll Frühlingsduft sind alle seine Frühlingslieder.

Auch andere Lieder Uhlands sind Eigentum des deutschen Volkes geworden, wie: „Das ist der Tag des Herrn!“ „Ich hatt' einen Kameraden“, „Droben stehet die Kapelle“, „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“.

Seine beiden Dramen „Ernst von Schwaben“ und „Ludwig der Bayer“ zeichnen sich, wenn sie auch nicht bühnengerecht sind, dennoch aus durch eine schöne Sprache und durch den Adel der Gesinnung.

§. 59.

## Platen.

August Graf von Platen, geb. 1796 zu Ansbach, wo ihm 1863 ein Denkmal gesetzt wurde, und † 1835 zu Syrakus.

Platen ist der entschiedenste Gegner der Romantiker und als solcher noch nicht hinreichend gewürdigt. Wenn er sich auch in seinen Dichtungen zu häufig von liter. Sympathien und Antipathien leiten ließ, so gab er doch der Lyrik eine hohe formelle Vollendung. In Bezug auf Reinheit des Ausdrucks und des Metrums ist Platen nur von wenigen Dichtern erreicht, noch von keinem übertroffen worden. Er ist zwar kein gemütvoller Dichter, doch ausgezeichnet durch Adel der Gesinnung und Tiefe der Bildung. Sein Formentalent zeigt er namentlich in seinen Oden und Sonetten.

Viele seiner kürzeren Gedichte, lyrischen und epischen Charakters, zeichnen sich aus durch Tiefe der Empfindung und eine edle,

gewählte Sprache, so: „Das Veilchen", „Der Pilgrim von St. Just", „Das Grab am Busento."

Während er uns in seinen „Abassiden, einem romantischen Gedicht" in 9 Gesängen, aufs angenehmste unterhält, sind seine Dramen eben wegen des oben genannten Fehlers fast nur mehr dem Literarhistoriker bekannt.

§. 60.

## Heine.

In Folge der franz. Revolution (1830) erwachte auch in Deutschland neues politisches Leben. Der verhaltene Grimm über die betrübenden politischen Zustände Deutschlands kam stürmisch zum Durchbruch; die deutsche Poësie stellte sich in den Dienst der politischen Ereignisse, und es entstand eine politische Tendenzpoësie, die weder von Klassikern, noch von Romantikern etwas wissen wollte, eine Emanzipation des Fleisches predigte und die Grundsäulen der Sittlichkeit, des Staates und der Kirche in frivoler Weise tief erschütterte. Man faßt diese Bestrebungen zusammen mit dem Namen „Das junge Deutschland." Der Hauptvertreter dieser Richtung ist:

Heinrich Heine, geb. 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern, trat später zum Christentum über und starb nach langjährigem, schmerzvollem Krankenlager in Paris 1856.

Heine ist einer der gewandtesten prosaischen Schriftsteller und hat sich in seinem „Buch der Lieder" 1827, als einer der vorzüglichsten, deutschen Lyriker erwiesen.

Lieder, wie „Leise zieht durch mein Gemüt", „Ich hab' im Traume geweinet", „Und wüßtens die Blumen, die kleinen", und Dichtungen, wie „Belsazar" „Die beiden Grenadiere" sind des höchsten Lobes würdig, wenn man auch bedauern muß, daß oft gerade in den schönsten Liedern sein alles zersetzender Spott durchbricht und die geweihte Stimmung, in die uns das Lesen derselben versetzt, aufs empfindlichste stört.

§. 61.

## Hervorragende Dialektdichter.

Der Süden und der Norden Deutschlands hat je einen Dichter, der sich mit großem Geschick des Dialektes bedient. Im Süden dichtete in allemannischer Mundart:

Johann Peter Hebel, geb. 1760 in Basel, als Sohn eines armen Webers, † 1826 als badenscher Prälat.

In seinen „allemannischen Gedichten“ schildert er in anmutiger Weise seine heimische Natur und das heimische Leben.

Zu den schönsten Gedichten gehören: „Die Wiese“, „Der Winter“, „Sonntagsfrühe.“

Im Norden dichtet in plattdeutscher Mundart:

Fritz Reuter, geb. 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg, † 1874 in Eisenach. Sein gesunder Humor, die Tiefe und Wärme seines Gemütes, die große Kunst, lebensvoll seine liebenswürdigen Menschen zu gestalten, machten ihn schnell und dauernd zu einem gern gelesenen Schriftsteller.

Unter seinen prosaischen Werken, die seine poëtischen weit übertreffen, sind hervorzuheben: Olle Kamellen (alte Geschichten) und zwar 1. Ut mine Stromtid (aus meiner Lehrlingszeit als Landmann) und 2. Ut de Franzosentid.